

VEROBAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 2.

Man abonniert bei allen
Postanstalten und Buchhandlungen.

Berlin, 3. Januar 1898.

Vierteljährlich 2½ Mark.
Monatlich erscheinen vier Nummern.

44. Jahrg.

Gräfin Dora.

Novelle von Elin Ameen.

Nachdruck verboten.

Sie war gerade ein Mädchen, wie es Kandidat Knorr dereinst als Lebensgefährtin heimzuführen geträumt hatte. Selbst daß er ihr in diesem Sommer begegnen würde, hatte er gewissermaßen geahnt, und es war geradezu komisch, wie weit sich alle seine Träume und Ahnungen erfüllten, indem seine Geliebte sogar eine Pfarrerstochter war und Marie hieß. Marie war der lieblichste Frauenname, den er kannte und den er wieder und immer wieder in die leere Luft geäußert hatte, wenn er von ihr träumte, der damals noch Unbekannten, aber bereits Ersehnten.

Marie Löffler hieß sie und war die dritte Tochter des Pfarrers der Eichberger Gemeinde. Zwei Schwestern von ihr waren bereits verheiratet, die vierte und jüngste war bei einer der ältern Schwestern zu Besuch. Auch ein Sohn war vorhanden, Kandidat der Theologie und Studienkamerad von Knorr, der in diesem Sommer eine Fußwanderung durch die Schweiz und Tirol machte.

Knorr war Kandidat der Philologie. Er fühlte im Grunde keine sonderliche Vorliebe für die Theologen, denn er selbst war Freidenker, obgleich mit etwas unklaren Anschauungen; er war trotz seiner sechsundzwanzig Jahre noch ziemlich unreif. Aber doch war ihm völlig klar, daß seine künftige Frau religiös gesinnt und ihrem Kinderglauben fromm-ergeben sein müßte; das gehörte zu den Tugenden, ohne die es in seinen Augen keine wahre Frau geben konnte.

Marie war zwanzig Jahre alt, sah frisch und gesund aus, hatte unregelmäßige Züge, rot und weiße Hautfarbe, aschblondes Haar und hellblaue Augen von der Farbe des Vergiftmeinnichts, die klar und unschuldsvoll, niemals von Thränen oder Leidenschaft getrübt, in die sie umgebende enge Welt hineinklickten, ohne eigentlich darüber sich klar zu werden, was sie sahen. Sie lächelte oft, ein stilles, mildes Lächeln, das einige ihrer etwas unregelmäßigen Zähne hinter vollen, ausdruckslosen Lippen zeigte; aber sie lachte selten. Sie neigte zur Behäbigkeit, indes hatte ihre Figur bis jetzt nur die Höhe jugendlicher Fülle erreicht. Ihr Gang war leicht wiegend, aber behaglich, und sie bewegte sich leise.

Seit die ältern Schwestern das Heim verlassen, ruhten die meisten häuslichen Sorgen auf Marie; denn die Frau Pastorin war kränklich, und außerdem war in der Wirtschaft für mehr als einen zu thun. Marie spann und webte, besorgte die Milchammer und achtete auf die Kühe; außerdem pflegte sie den Garten, wobei ihr manchmal ein Knecht oder ein Mädchen halfen.

Als der Kandidat sie zum erstenmale sah, saß sie hinter dem Fenster und webte. Die Nachmittagssonne lag wie ein Glorienschein über ihrem aschblonden Haare. Die volle Gestalt, umschlossen von einem blauen Baumwollkleide beugte sich vor und zurück, während sie die Spule wie einen Blitz

von der einen rundlichen, braunen Hand zur andern fahren ließ.

Der Kandidat hatte während seines Lebens viele Frauen in verschiedenen Kleidern und bei verschiedenen Beschäftigungen, daheim und auf Bällen, in Cafés und Restaurants, auf der Straße und im Walde gesehen, doch noch niemals ein Mädchen am Webstuhl. Der Anblick fand direkt den Weg zu seinem Herzen. Er sagte sich sofort, solch' eine Frau möchte er haben. Und nachdem er dann

mit ihr gesprochen und ein paar Stunden in ihrer Gesellschaft zugebracht und gesehen, wie ihre Gesichtsfarbe beständig zwischen Rot und Weiß wechselte, da sagte er sich ohne Zaudern: sie sollte sein Weib werden, sie und keine andre.

Drei Wochen später waren sie mit Zustimmung ihrer Eltern verlobt, nur sollte die Verlobung noch einige Jahre geheim gehalten werden, bis der Kandidat seine Studien beendet und das Staatsexamen bestanden hätte.

Knorr war für Marie etwas Neues, gleichsam ein frischer Wind aus einer andern Welt. Er hatte sie im Sturm genommen, bevor sie sich noch über die fremden Gefühle klar geworden, die er in ihr erweckt hatte. Niemand hatte früher zu ihr von Liebe geredet, und sie hatte wenig davon geträumt. Aber nachdem ihre erste Scheu besiegt und sie in sich zu völliger Klarheit gekommen, war ihr Gleichgewicht vollständig wieder hergestellt; sie lächelte still und war ein liebes, unbefangenes, kleines Bräutchen.

Der Kandidat merkte bald, daß Marias Begabung sich nicht weit über das Häusliche und den Webstuhl hinaus erstreckte. Sie hatte in ihrem mittelmäßig ausgerüsteten Mädchenhirn einen gesunden Durchschnittsverstand und grade so viel Wissen, wie ihr eine mäßig bezahlte Gouvernante von ihrem zehnten bis zum fünfzehnten Jahre hatte beibringen können. Aber ihr Mangel an Wissen vermehrte nur ihr anziehendes, weibliches Wesen; Knorrs Frau brauchte durchaus nicht gelehrt zu sein, um ihn glücklich zu machen. Marie sah vollkommen ein, wie hoch er an Wissen ihr überlegen war, und er lächelte gönnerhaft, wenn sie bewundernd zu ihm aufschaute und sagte: „Du weißt alles, du bist so begabt — wenn ich dir nur nicht langweilig werden!“

Ihrer überdrüssig werden? Nie! Seines Lebens lichter Engel, seine Trösterin im Kampfe ums Dasein, seine duftende Rose in dem einfachen Heim, das er ihr einst einrichten würde, seine Ruhe in der Unruhe des Lebens, seine Einzige!

Sie lächelte dann, ihr stilles, glückliches Lächeln und küßte ihn zärtlich. Und sie dachte daran, wie sie als Vergeltung für all das Glück, mit dem er ihr Leben erfüllte, eine verständige, sparsame Hausfrau für ihn werden, wie sie für ihn sorgen und ihn pflegen und in allem der gute Engel werden wollte, den er sich träumte.

Der Kandidat war während der Sommermonate in Eichberg beim Grafen von Krusened ange stellt, um Jung-Otto, den Sohn, zur Abiturientenprüfung vorzubereiten, während er gleichzeitig übernommen hatte, der fünfzehnjährigen Adrienne täglich einige Stunden zu geben, da ihre Gouvernante Erlaubnis erhalten, während der Informator in Eichberg war, nach Hause zu fahren.

Im gräflichen Hause führte man ein stilles, einförmiges Leben, weil der Graf vor einigen Jahren einen Schlaganfall gehabt hatte und sich jetzt nur mit Mühe in den Zimmern und im Park bewegen konnte. Während der warmen Sommertage schleppte er sich, wenn das



CHOLET.

Disitentoilette.

Beschreibung Seite 20.

Wetter schön war, zu einer schattigen Laube und brachte dort den größten Teil des Tages zu.

Seine Frau wich fast nie von seiner Seite, sie las ihm vor, wenn er es wünschte, oder sie saß mit einer Handarbeit still bei ihm. Sie war eine Frau von noch nicht fünfzig Jahren mit feinen Zügen, über denen ein Schleier von Müdigkeit und Schwermut ausgebreitet lag. Von bürgerlichen Eltern stammend, hatte sie sich nie recht in den Kreis finden können, in den ihres Mannes Rang sie erhoben. Ihre Schüchternheit hatte sie oft ungeschickt und scheu gemacht, und dies zog ihr nicht selten Vorwürfe und heftige Ausfälle von seiten des Grafen zu. Das Wenige, was sie vielleicht einst an Selbständigkeit und eigenem Willen besessen, war völlig von dem Despotismus und der größeren Begabung des Grafen unterdrückt worden. Sie gewöhnte sich so daran, ihn um Rat zu fragen und sich in allem nach ihm zu richten, daß sie schließlich mehr einer mechanischen Puppe glich, als einem mit Denkvermögen und freiem Willen begabten Wesen.

So hatte auch der Graf vollkommen für die Erziehung seiner Kinder gesorgt, ohne daß die Gräfin eine Einwendung gemacht oder nicht alles gut gefunden hätte. Zuerst hatte er Dora, die älteste Tochter, in eine Pension geschickt, und nachdem sie von dort erwachsen und völlig ausgebildet zurückgekehrt, hatte er sie im folgenden Winter, wo er Reichstagsabgeordneter war, mit nach der Hauptstadt genommen und in die Gesellschaft eingeführt. Die Mutter war in jenem Jahre kränzlich gewesen und mit den beiden kleineren Kindern in Eichberg geblieben. Die Folge von Doras Einführung in die Gesellschaft war ihre Verlobung mit einem russischen Diplomaten, Grafen Subaroff, der zwanzig Jahre älter war als seine Braut. Bald darauf wurde auf Eichberg ihre Hochzeit gefeiert, und die Neuvermählten reisten unmittelbar nach der Heimat des Grafen Subaroff, wo dieser eine hohe Stellung am Hofe einnehmen sollte. Ebensovienig wie Graf von Krusenek seine Frau um Rat zu fragen pflegte, ebensovienig kümmerte er sich damals um die Neigung der siebzehnjährigen Tochter; er befahl ihr zu heiraten, und Dora gehorchte.

Nachdem Graf von Krusenek vom Schlaganfall getroffen worden, hatten einige kleine Veränderungen in den gewöhnlichen Verhältnissen stattgefunden. Er mußte nun die Hilfe anderer in Anspruch nehmen, seine Kräfte erlaubten ihm nicht mehr, ebensolch Tyrann zu sein wie früher, und mit dieser ungewohnten Hilfslosigkeit kam ein gewisses Hartgefühl über ihn, das ihm früher fremd gewesen. Er bedurfte der Fürsorge seiner Frau, ihres stillen Walkens in seiner Nähe, ihrer weichen Hand unter seinem steifen Haupte. Nur konnte er es nie über sich bringen, das einzugehen, niemals sagte er Dank oder entgegnete ihr eine Freundlichkeit. Aber sie begriff es gleichwohl, begriff, daß sie ihm näher gekommen, daß er sie nicht entbehren konnte, und eigentlich war ihre Ehe nun glücklicher als je zuvor.

Aber einem zeigte der Graf doch eine Art trotziger Freundlichkeit, einer durfte ihn streicheln und mit ihm Scherz treiben; das war sein Lieblingsstückerchen Adrienne, und das war sie wohl größtenteils deswegen, weil sie niemals vor ihm Angst gehabt. Adrienne gehorchte ihm, weil sie ihn gern hatte, aber nicht aus Furcht.

Er hatte beabsichtigt, auch sie in eine Pension zu schicken, aber nach seiner Krankheit fand er es unmöglich, sich von seinem Herzblättchen zu trennen. Er mußte ihr frohes Lachen durch das sonst so stille Haus klingen hören, einen Schimmer ihres rosigen Gesichtes und des langen, um die schlanken Schultern flatternden Blondhaares erblicken, sowie dann und wann ihre Arme sich um seinen Hals legen oder ihre Lippen in flüchtigem Kuß auf seiner Wange fühlen.

Während des Erntemonates ging es mit dem Unterricht nur langsam vorwärts. Es war unerhört warm; seit einigen Wochen war nicht ein Regentropfen gefallen. Müde schwirrten die Insekten in der qualmigen, von keinem Windhauch bewegten Luft, die Blätter hingen staubig und welkend, und Blumen und Gewächse senkten durstig ihre Kronen.

In einer Laube, die dem Ende des Gartens, wo der Graf sich befand, gerade entgegengesetzt lag, hatte sich Kandidat Knorr mit seinen Schülern niedergelassen. Auf einem großen Steintische lagen Bücher, Papier, Federn, Lineale und andre zum Unterricht gehörende Dinge. Otto lehnte die Ellbogen gegen den Tisch und stützte den Kopf mit den Händen. Möglicherweise war er in sein Buch vertieft, da er aber sehr lange kein Blatt gewendet hatte, schlummerte er vermutlich eher. Adrienne lehnte sich nachlässig gegen die hohe Lehne des Gartenstuhles und hielt die Hände hinter ihrem Kopf. Eine französische Grammatik lag offen auf ihrem Schoß, aber ihre Augen spähten lebhaft und wach nach allem andern umher, als zum „Subjonctif“. Sie hatte ein Musselinkleid, durch dessen feines Zeug die Rücken unbehindert ihre Stachel in ihre zarte Haut bohren konnten. Eine Weile hatte sie zugehört, wie sich die durchsichtigen Leiber der Insekten mit ihrem roten Blute füllten; aber als es schließlich allzuwiele brennende Flecke gab, verjagte sie die Mücken.

Der Kandidat hatte eine bequeme Stellung in einem Beinhstuhl eingenommen. Er trug einen grauleimenen Anzug, hatte sein Halstuch aufgenüpft und den Hut neben sich auf eine Bank gelegt. Das dunkle Haar fiel leicht gekräuselt über eine schöne, hohe Stirn. Sonst sah Knorr eigentlich nicht hübsch aus. Sein Mund war zu groß und

hatte zu dicke Lippen, sein Teint war unrein und zeigte starke Anlagen zu Bartwuchs. Die Augen waren das Schönste an ihm, sie waren groß, dunkel und träumerisch mit einem intelligenten Ausdruck.

Er rauchte langsam an einer Cigarre — nur wegen der Mücken, wie er, sich leicht ironisch entschuldigend, zu Adrienne gesagt.

Er war kein strenger Hauslehrer, am wenigsten jetzt in den Hundstagen, wo er selbst kaum denken konnte. Manchmal rügte er wohl Ottos unbegreifliche Faulheit ziemlich scharf; aber Adrienne lernte so schnell und gut, daß er versicherte, sie würde viel früher zum Abiturientenexamen reif sein als ihr Bruder.

Der Kandidat saß in Gedanken versunken, und seine Gedanken waren sonnig und zukunftsfröh, denn ein Lächeln kräuselte seine Lippen.

„Hören Sie mal, Herr Kandidat“ — er fuhr zusammen beim Klange von Adriennes Stimme, die das Schweigen brach — „warum verheiraten sich die Leute eigentlich?“

Der Kandidat warf ihr erstaunt einen verlegenen Blick zu. „Um — weil sie einander lieb haben, meine ich.“

„Das glaube ich nicht — wenigstens nicht immer. Ich bin doch ganz sicher, daß Schwester Dora garnicht in ihren Mann verliebt ist, es auch nie gewesen ist, und er ist es auch nicht in sie. Denn er ist immer so entsetzlich artig, sagt fortwährend ‚ma chère‘ zu ihr und vergißt sich nie. Und sie ist gerade so gegen ihn, so langweilig-höflich, widerspricht ihm nie — garnicht wie Verliebte.“

„Wie benehmen sich denn Verliebte?“ fragte der Kandidat amüsiert.

„O, die zanken und haben kleine Szenen. Und danach giebt es Versöhnung und — und Küsse. Aber so artig und höflich gegeneinander sind sie nicht. Können Sie begreifen, warum sich Dora mit Subaroff verheiratet hat, Herr Knorr?“

„Das wird sie selbst Ihnen wohl besser sagen können als ich, wenn Sie sie danach fragen.“

„Und Sie glauben, das würde sie mir erzählen? Sie lacht mich nur aus — o, sie kann lachen, daß es mich reizt!“

Sie schlug dabei nach einer Mücke, die ihre Hand gestochen hatte.

„Sie mögen also Ihre Schwester nicht leiden?“

„Ja,“ antwortete sie zögernd, dann aber schnell und bestimmt, „doch, ich habe sie gern — sie ist so ganz anders als die andern, man muß sie fortwährend ansehen und ihr zuhören. Sie haben wohl von Elfen und Nixen gelesen und dergleichen Wesen, die man fürchtet und doch liebt und für die man in den Tod gehen kann? So ist Dora — manchmal glaube ich wirklich, sie sei eine Nixe!“

„Ja, sie ist sehr schön,“ sagte der Kandidat in möglichst gleichgültigem Tone.

„Gählich wie die Nacht,“ murmelte Otto, der aufgewacht war und eine Seite seines Buches umblättert.

Adrienne zuckte mit einer altflugen Bewegung die Achseln. „Vielleicht ist sie keine echte Schönheit, aber in ihrer Weise ist sie schön — ich wünsche oft, so auszussehen wie sie.“

Kandidat Knorr dachte, daß sie auf dem Bilde, das er kannte, sehr schön aussehe mit ihrem feinen Gesicht, der zarten Haut, den dunkelblauen Augen und ihrem reichen, lichten Haar. Aber er sagte nichts, sondern fragte nur in ironischem Tone an, ob es nicht an der Zeit wäre, daß Fräulein Adrienne das Lernen wieder aufnehme.

Sie errödete, lachte etwas, nahm ihr Buch und begann halblaut zu lesen.

Otto schlief nun wirklich, und es fehlte nicht viel, so hätte es der Kandidat ebenfalls gethan. Die Hand, die die Cigarre hielt, war schon schlaff auf die Stuhllehne gesunken, und die Wimpern hatten sich zur Hälfte über die braunen Augen herabgeseht.

Da unterbrach wieder Adriennes klare Stimme die Stille: „Sind Sie jemals verliebt gewesen, Herr Kandidat?“

Auf diese unerwartete Frage fand der Kandidat in der Eile keine passende Antwort.

„Ich meine, haben Sie schon jemanden gesehen, mit dem Sie sich verheiraten möchten?“

„Warum wollen Sie das wissen, Fräulein?“

„O, nur weil es mir Spaß macht. — Sagen Sie, sind Sie schon verliebt gewesen?“

Sie sah ihn so eifrig an, daß er lächeln mußte.

„Schon möglich.“

„Haben Sie auch schon 'mal gefreut, Herr Kandidat?“

Er begann ihre Fragen ziemlich weitgehend zu finden.

„Wenn Sie sich lieber mit Ihren französischen Verben beschäftigen wollten, anstatt mit meiner uninteressanten Person, wäre ich Ihnen sehr dankbar!“

Sie errödete und warf ihm einen schnellen Blick zu. War er böse? Ach nein, das wurde er nur auf Otto, niemals auf sie.

Sie lernte eine Weile mit großem Eifer. Dann sah sie auf und sagte: „Seien Sie so gut und überhören Sie mich, jetzt kann ich es!“

Nachdem dies geschehen, sollte sie gehen. Aber sie blieb noch, schaukelte ihren Hut und sah nachdenklich aus. Die Gedanken, die sie beschäftigten, konnte sie nicht verjagen, bevor sie mehr Klarheit bekommen.

„Wie mögen Sie eigentlich Marie Vöfler leiden, Herr Kandidat?“

Was meinte das Mädel? Hatte sie etwas herausbekommen — solche Schlaubergerin!

Aber sie blickte ihn so unschuldig an, als hätte sie ihm die alltäglichste Frage gestellt.

Als er nicht antwortete, fragte sie weiter: „Würden Sie sich in Marie verlieben können?“

Er fand sie geradezu schrecklich mit ihren Fragen und ihrer fünfzehnjährigen Naivität.

Da er aber auch jetzt noch nichts entgegnete, vollendete sie ihren Gedankengang trotzdem und meinte: „Als Dora vor zwei Jahren zum letztenmal hier war, lachte sie über Marie und nannte sie ein kleines Gänschen.“

Das traf den Kandidaten.

„Ihre Schwester hatte kein Recht, Marie Vöfler so zu nennen; sie ist ein liebes Mädchen, ein rechtes, wahres Weib.“

Adrienne sah ihn an, über die Festigkeit seines Tones etwas bestürzt: „Ja, ich finde auch, daß sie reizend und nett ist, aber mich in sie verlieben würde ich nie, wenn ich ein Mann wäre.“

„So? Ich möchte wohl wissen, was Sie davon verstehen, Fräulein — wen würden Sie denn Marie Vöfler vorziehen?“

„Ich würde mich wahnsinnig in Dora verlieben,“ antwortete sie mit größtem Ernste. „Aber dann würde ich auch grenzenlos unglücklich.“

„O, warum das?“

„Weil sie doch schon verheiratet ist!“

Wenn sie nicht so unschuldig erstaunt ausgesehen hätte, würde er höhnisch geantwortet haben, daß sei ja kein Hindernis. Aber jetzt schwieg er, obgleich er innerlich darüber erbittert war, daß man seine reizende Marie ein Gänschen genannt, und Adrienne meinte, man könne sich nicht in sie verlieben.

Er stieß Otto unzart an und bat ihn, herzusagen, was er bis jetzt gelernt habe.

Adrienne erhob sich und ging. Aber im Ausgang der Laube wendete sie sich halb um und sagte: „Sie haben wohl gehört, Herr Kandidat, daß Dora heute abend zu Besuch nach Hause kommt?“

„Rein.“ (Sehr kurz.)

„Ja, aber sie wird wohl nicht lange bleiben, das thut sie nie, denn sie fühlt sich hier nicht wohl.“

„So, so.“

Adrienne ging durch den Park zum Schloß, während der Kandidat sich ernsthaft und streng mit Otto beschäftigte, da er nicht länger Lust hatte, halb zu schlummern.

Knorr kam an jenem Abende spät heim. Er war auf dem Pfarrhof gewesen, und Marie hatte ihn nachher ein Stück Weges begleitet.

Sie hatten eine Zeitlang am See gesessen und die Stille des Sommerabends genossen. Sie waren so glücklich gewesen, und wie gewöhnlich hatten sie sich von der Zukunft und ihrem künftigen Heim unterhalten, Berechnungen angestellt, wie lange es wohl noch dauern würde, bis sie sich heiraten könnten, wieviel sie dann jährlich haben müßten, um davon leben zu können, u. s. w. Marie hatte davon gesprochen, daß sie ihre ganze Aussteuer selbst weben wolle — sie hätte schon angefangen.

„Es wird nur alles ziemlich dürftig, aber für mich ist es gut genug,“ sagte sie.

Zuerst dachte er, ihr zu sagen, Sammet und Seide seien nicht zu gut für sie, aber er ließ es, denn Sammet und Seide hätten wirklich nicht zu ihr gepaßt, dazu sah sie zu einfach und ländlich aus. In selbstgewebte Baumwolle gekleidet hatte sie ihn bezaubert, und anders wollte er sie nicht haben. Das letztere sagte er laut, und sie antwortete mit ihrem stillen, glücklichen Lächeln.

So war es spät geworden, und er hatte sie wieder heimbegleiten müssen. Darum war es fast Mitternacht, als er wieder in Eichberg anlangte, und die gräfliche Familie hatte sich in ihre Schlafzimmern zurückgezogen.

Auf dem Hausflur standen einige Koffer, Schachteln, Tücher, Reiseeffekten, und halbverwelkte Blumen waren nach allen Richtungen verstreut. Die Thür zum Speiszimmer stand offen, die Lichter in den Leuchtern brannten, und die Ueberbleibsel des Abendessens, das der Bediente und ein Mädchen gerade abtrugen, ließen erkennen, daß es diesmal festlicher gewesen als sonst.

Als der Kandidat den Korridor im obern Stock zu seinem Zimmer entlang ging, hörte er Stimmen aus einer nicht ganz geschlossenen Thür, die, wie er wußte, in eines der Zimmer führte, welche Gräfin Dora bewohnen sollte. Eine Stimme erkannte er, es war Adriennes kindlich klarer Diskant, eifrig und laut. Und dann hörte er eine andre, eine wohlklingende Frauenstimme mit leichtem Accent — und dann ein Lachen — spöttisch, eifrig kalt, und er begriff, was Adrienne gemeint, als sie sagte, Doras Lachen habe etwas Aufreizendes.

Nicht ohne eine gewisse fieberhafte Unruhe erwartete der Kandidat am nächsten Tage beim Frühstück, die Bekanntschaft der Gräfin Dora zu machen. Er hatte seine Toilette mit größter Sorgfalt gemacht und sich eine rote Kravatte umgebunden, von der er wußte, daß sie ihn klebete.

Indessen kam die junge Gräfin nicht herunter, und die Mutter sagte ihm, auf die Frage nach ihr, zu der er sich verpflichtet fühlte, daß sie erst gegen Mittag sichtbar würde.

„Sie muß sich so entsetzlich lange schminken,“ meinte Otto mit verächtlichem Grinsen.

Die Mutter warf ihm einen sanft-vorwurfsvollen Blick

zu, und Adrienne rief heftig: „Nein, Dora schminkt sich überhaupt nicht, sie nimmt nur Poudre-de-riz, das thun alle feinen Leute!“

Beim Vormittagsunterricht waren die Gedanken des Kandidaten nicht besonders bei der Sache. Wie am Tage vorher saß er mit seinen Schülern in der Laube.

Gegen Mittag zuckte Knorr plötzlich zusammen, als Adrienne ausrief: „Nein, sieh da — Dora!“

Sie stand mitten im Eingang der Laube. Ein cremefarbiges Kleid von weicher Wolle umschloß in leichten Falten ihre schlanke, etwas magere Gestalt. Sie war sehr groß, sodaß die Fliederblätter vom Halbbogen des Eingangs ihr Haupt berührten und gleichsam eine Krone auf dem dunkelbraunen, lockigen Haare bildeten. Eine dicke, krause Locke fiel bis zu den Augenbrauen über die Stirn nieder und beschattete ein Paar braune, sammetweiche Augen. Die Nase war etwas breit, ihre Flügel geöffnet, ihr Mund voll und rot, und ihre Gesichtsfarbe bleich mit dunklem Teint und einem Duft von Puder darüber.

Einen Augenblick blieb sie stehen und ließ ihre Blicke vom einen zum andern gleiten. Dann trat sie ein, indem sie leicht lächelte, sodaß ihre kleinen, gleichmäßigen, blauweißen Zähne sichtbar wurden.

„Meine Schwester, Gräfin Subaroff,“ sagte Adrienne auf einen Wink von Dora mit einem Tone, in dem sich Scheu und Bewunderung mischten.

Otto ließ eine Art Grunzen hören, sah jedoch nicht von seinem Buche auf.

Dora reichte dem Kandidaten ihre lange, schmale Hand, an deren Finger kostbare Juwelen und Edelsteine blitzten. Er hatte sich erhoben und ihre Hand ergriffen. Sie fühlte, wie die seine bei der Berührung zitterte, und ein unmerkliches Lächeln zog über ihre Lippen. Sie sah ihn einen Augenblick mit halbgeschlossenen Augen an, und es war, als hätte ihn ein elektrischer Funke getroffen. Er ließ hastig ihre Hand los und wendete sein Gesicht ab.

„Ich will Sie nicht stören,“ sagte Dora. „Wenn Sie erlauben, setze ich mich ein Weilchen hierher und höre Ihrem Unterricht zu. Es schadet nicht, wenn ich meine Schulkenntnisse etwas auffrische.“

Otto murmelte etwas, das niemand verstand, aber wahrscheinlich war es ein Beifall zu der letzten Aeußerung der Schwester.

„Ich fürchte nur, Sie werden uns sehr langweilig finden,“ sagte der Kandidat nervös.

„Gewiß nicht — alles Neue interessiert mich, gerade wie auch neue Menschen mich immer interessieren. Außerdem habe ich hier Unterhaltung —“

Sie zog aus ihrer Tasche ein brillantenbesetztes Etui, das einige Cigaretten enthielt.

„Sie haben wohl Streichhölzer? — Merci!“

Sie nahm auf einem niedrigem Gartenschemel Platz, sodaß ihr Rücken gegen eine Bank lehnte. Sie saß fast zu Füßen des Kandidaten, der Saum ihres Kleides deckte diese. Wenn er sich nur wenig bewegte, so mußte sein Knie ihren Ellbogen streifen, den sie gegen die Bank stützte.

Sie hatte die Cigarette angezündet und zog langsame Züge, den Rauch leise zwischen den Lippen ausstoßend, wie ein geübter Raucher.

„In Rußland und übrigens beinahe überall im Auslande rauchen die Damen,“ sagte sie.

„Aber hier bei uns ist es unpassend,“ bemerkte Otto, diesmal deutlich hörbar.

Sie lachte ihr kaltes, herausforderndes Lachen. „Darum kümmern ich mich nicht, ich thue gewöhnlich, was mir im Augenblick am meisten Spaß macht.“

„Dann begreife ich nicht, weshalb du uns mit deiner Gegenwart beehrest,“ entgegnete Otto.

„Sie hören, was für einen artigen Bruder ich habe!“ Sie wendete den Kopf und sah zum Kandidaten auf. „Aber laßt euch durch mich nicht stören — lerne du nur, Otto — ich werde stumm sein wie eine Mauer. Adrienne, nimm dein Buch — thut nur alle, als wäre ich garnicht da.“

Das war leichter gesagt als gethan — wenigstens für den einen der drei. Der Kandidat nahm den Faden wieder auf und fing an den geometrischen Satz zu beweisen, bei dem ihn Dora unterbrochen hatte. Aber es war ihm unmöglich, seine Gedanken klar zu halten. Jene Frau, die dort zu seinen Füßen saß, deren Kleid ihn berührte, deren mandelförmige Augen glänzend durch lange, schwarze Wimpern leuchteten, verwirrte ihn. Der Rauch ihrer Cigarette, die ein eigentümlich berauschendes Parfüm hatte, umschwebte ihn wie leichter, bläulicher Nebel und stieg ihm zu Kopf, sodaß er sich fast unwohl fühlte.

Mergerlich, daß er sich nicht unbefangen geben konnte und wegen seiner Ungeschicklichkeit verdrießlich, klappte er heftig das Buch zu, erhob sich und sah nach der Uhr. „Wir schließen für heute,“ sagte er, „es ist gleich Mittagszeit, und wir können gerade noch baden. Kommst du mit, Otto?“

Er nahm eilig seinen Hut, machte eine Verbeugung vor Dora, ohne sie anzusehen, und ging schnell, von Otto begleitet, hinaus.

Als er einige Schritte weit auf dem Wege vorangehen war, blieb er plötzlich stehen, betroffen von dem spöttischen Gelächter, das ihm aus der Laube nachklang. Er ward bleich und ballte die Hände — natürlich lachte sie über ihn!

„Fühlen Sie sich nicht wohl, Herr Knorr?“ fragte Otto, der ihn eingeholt hatte.

„Dieser infernalische Cigarettenrauch,“ sagte Knorr, „sie muß Opium rauchen.“

„Teufelszeug ist es,“ antwortete Otto und spie mit solchem Nachdruck aus, daß er und Knorr beide laut auf-lachten.

(Fortsetzung folgt.)

Galanterie.

Von Max Haushofer.

Nachdruck verboten.

Wenn irgendwo im menschlichen Dasein ein besserer und ein schlechterer Platz nebeneinander sind, die von einem Herrn und einer Dame besetzt werden sollen, so versteht sich's von selber, daß der Herr den schlechteren Platz für sich beansprucht und den besseren der Dame überläßt. Das nennt man ein Geßel der Galanterie. Die Galanterie ist jene Rücksicht, welche das stärkere Geschlecht dem schwächeren schuldig zu sein glaubt.

Die Galanterie gilt nicht überall. Es giebt Völkerschaften, wo der Mann immer den besseren Platz beansprucht und den schlechtesten der Frau überläßt. Wir halten das für einen Gebrauch, der nur dem Willen zient. Die Galanterie hat aber auch in den Kulturländern ihre Grenzen und ihre Nuancen.

Ihre Grenzen hat die Galanterie, wo der Ernst des Lebens anfängt. Es scheint, als ob die Männer die Galanterie er-funden hätten, um das schönere Geschlecht wenigstens teilweise dafür zu entschädigen, daß sie ihm von vornherein den beherrschenden Platz in der Welt weggenommen haben. Die Galanterie ist das Schmerzengeld, das der Frau für eine viel-tausendjährige Zurücksetzung geboten wird; aber auch erst seit ein paar Jahrhunderten. Die Galanterie bethätigt sich in Kleinigkeiten. Für eine Dame auf einem Festplage einen Sessel zu erobern, ihr bei einem Spazierritt in den Sattel zu helfen, der Durstenden ein Glas Wasser zu verschaffen, die Ermüdete in einen Wagen zu setzen, der Frierenden den eigenen Mantel zu leihen: das sind solche Ritterdienste, die mit unzähligen andern zusammen das Reß der Galanterie weben, ein zartes, durchsichtiges Gewebe, mit dem die Männerwelt großmüthig das weibliche Dasein zu schmücken liebt. Es ist etwas sehr Natürliches am Leben, daß zu kleinen Gefällig-keiten viel mehr Gelegenheit geboten ist als zu großen Opfern. Wäre das nicht der Fall, so käme der Mensch vor lauter Selbstaufopferung überhaupt nicht zum Leben. Hinter den kleinen Gefälligkeiten aber kann sich der Egoismus verstecken, der die großen Opfer nicht bringen will.

Er kann sich dahinter verstecken. Notwendig ist es nicht, daß jede kleine Gefälligkeit, jede Galanterie nur ein Deckmantel für einen Egoismus in ernstlichen Dingen ist. Der wackere Egoist wird auch mitunter ungalant sein; ebenso wie mancher Mann ungalant sein kann, der den Frauen gegenüber in ernst-lichen Dingen keineswegs Egoist ist.

Man verwechsle aber nicht Galanterie mit Gefälligkeit oder Rücksicht überhaupt. Gefällig und rücksichtsvoll können Männer gegen Männer und Frauen gegen Frauen, galant kann nur der Mann gegen Frauen sein. In der Galanterie liegt mehr als bloße Rücksicht oder Gefälligkeit; es liegt in ihr eine ge-wisse Huldigung.

Eine Huldigung — wofür? Für die Schönheit sicher — wo sie vorhanden ist. Un-zweifelhaft werden Männer gegen schöne Frauen am liebsten galant sein. Da verlohnt sich ja die Galanterie. Ein dank-barer Blick aus einem schönen Gesicht ist immerhin schon ein kleines Opfer wert. Aber ein wohlgezogener Mann ist auch galant gegen unschöne und gegen alte Frauen. Da kann von einer Huldigung für die Schönheit nicht die Rede sein. Welcher Eigenschaft der Frau huldigt also der Mann, wenn er galant ist gegen Damen, die nicht auf Schönheit Anspruch machen können? Der Schwäche oder der Lebenswürdigkeit?

Eitle oder geistlose Frauen werden geneigt sein, jede Galanterie als eine Huldigung für irgend eine ihrer persön-lichen Eigenschaften anzunehmen. Die geistvolle und weltkluge Dame sieht in der Galanterie immer nur eine Huldigung, die der Mann sich selber bringt — falls sie nicht etwa weiß, daß sie wirklich schön ist und daß demnach die Huldigung ihrer Schönheit gebührt. Aber inwiefern huldigt der Mann sich selber durch die Galanterie? Sehr einfach — er deutet durch sie an, daß er der Stärkere ist, der sich als solcher die Galan-terie erlauben kann.

Galanterie kann in sehr zarter und feiner, aber auch in recht gewöhnlicher, ja geradezu verletzender Form geübt werden.

Eine feine Galanterie ist vor allem jene, welche die Dame, gegen die sie geübt wird, möglichst wenig zu Dank verpflichtet. Ein anmutiges Wort des Dankes aus einem lebenswürdigen Munde ist ja stets etwas sehr Reizvolles. Leistung und Dank bindet die Herzen aneinander. Aber noch viel anmutiger ist es, wenn derjenige, dem eine Gefälligkeit, ein Opfer gebracht ward, sieht, daß man ihm auch den Dank dafür ersparen will.

Feine Galanterie sucht auch stets ihre Leistung als möglichst geringfügig und selbstverständlich, ja geradezu als ein Vergnügen hinzustellen. Ermöglicht wird ihr das durch eine liebenswürdige Art der Verstellung, die man gewohnheitsmäßig lernen kann. Für den, der die Galanterie ausübt, ist sie ja meist ein Akt der Selbstüberwindung, beherrschter Egoismus. Und sie wird um so annehmbarer, je geringfügiger sie dargestellt wird. Dazu dienen aber weniger phrasenreiche Versicherungen, als die Leichtigkeit und Schnelligkeit des wirklichen Thuns.

Man kann ja mit Worten oder mit Handlungen galant sein. Im allgemeinen sind Worte wohlfeiler als Handlungen; aber keineswegs immer. Das gilt namentlich für die ge-schriebenen Worte. Es giebt manchen vielbeschäftigten Mann, der seine Galanterie gegen Damen viel lieber durch Ein-räumung eines besseren Platzes, durch den oder jenen kleinen Handlangerdienst zum Ausdruck bringt, als durch ein paar gesprochene oder geschriebene Worte, die ihn nötigen, einen Gedankenfaden anzuspinnen, der sein ernsteres Denken kreuzt. Und das führt uns zum schwierigsten Punkte der Galan-terie — wenigstens was die Galanterie von ernsthaften und denkenden Männern betrifft.

Die Galanterie in Handlungen ist meistens leicht. Sie erstreckt sich auf ein Bezahlen von Kleinigkeiten, auf kleine

Handreichungen und dergleichen. Die Zeitveräußerung, die da-mit verbunden ist, ist meist belanglos; denn der Mann kommt in die Lage, solche Galanterie üben zu sollen, gewöhnlich nur dann, wenn er im Gemüthleben steht: auf Vergnügungsfreifen und Landpartien, beim Sport, im Salon. Da hat er Zeit zur Galanterie; sonst wäre er nicht da. Und die Handlungen, durch die er seine Galanterie zu bethätigen hat, sind selbstver-ständliche; sie wurden ihm schon im Knabenalter zur Pflicht gemacht; er braucht über sie nicht nachzudenken.

Viel schwerer wird ihm die Galanterie in Worten. Leicht ist diese bloß für den eleganten Bummler, der überhaupt nichts andres zu denken hat, als wie er sich und andern das Leben möglichst angenehm gestalte. Der Mann von ernstem Beruf und von ersten Gedanken dagegen muß seine Gehirnthätigkeit auf ein ungewöhnliches Geleise hin verlegen, wenn er in Worten galant sein soll. Beiseite schieben muß er die Strenge der Logik, verzichten auf die Gewohnheit, den kürzesten und treffendsten Ausdruck für seinen Gedanken zu gebrauchen. Er muß kleine, angenehme, gesellschaftliche Lügen sagen können; Lügen, die niemandem schaden, wohl aber Freude machen. Das fällt einem wahrheitsliebenden Gemüthe immer schwer. Er soll sich für Nichtigkeiten interessiren, Kleines bedeutend finden, Fehler ignoriren. Das sind gesellschaftliche Künste, welche verlangen, daß man ihnen eine gewisse Zeit und Aufmerksam-keit widme, wenn sie gelingen sollen.

Die große Mehrzahl unsrer Frauen erwartet vom Manne Galanterie und ist enttäuscht, ja empört, wenn sie unterbleibt. Solange das der Fall ist, bekennet die schönere Hälfte der Menschheit damit freiwillig eine gewisse „Inferiorität“. Wer ununterbrochen Hülseleistungen, Ritterdienste und ähnliches ver-langt und annimmt, begiebt sich damit in einen Zustand der Abhängigkeit — auch wenn er sie mit herrlicher Miene und souveränem Hochmuth entgegennimmt. Man wende dagegen nicht ein, daß auch die Männer mancherlei Hülseleistungen von Frauen empfangen, daß sie sich von ihren Gattinnen, Schwestern und Töchtern, von Stubenmädchen u. s. w. ganz gern in zu-vorkommender Weise bedienen lassen. Das ist etwas ganz andres; das sind Dienstleistungen, die entweder im Wesen der Familie oder in einer Vertrags- und Berufsstellung begründet sind, aber keine galanten Huldigungen freier Menschen gegen freie Menschen.

Es hat mit der völligen Emanzipation der Frauen seine guten Wege, solange die Frauen nicht auf die Galanterie ver-zichten.

Werden sie das jemals thun?

U. A. w. g.

Künstlerischer Hausrat.

Von Dr. Felix Poppenberg.

Nachdruck verboten.

Es ist ein hoffnungsvolles und gesundes Zeichen unsrer modernen kunstgewerblichen Bewegung, daß sich das Interesse nicht nur der Verebelung der Hauptstädte, der Möbel, der Stoffe zuwendet, sondern sich auch des kleinsten Hausrates, der früher völlig übersehen wurde, liebevoll an-nimmt. Gerade darauf kommt es an, dem unscheinbarsten Gebrauchs- und Haushaltsgegenstand Form und Charakter zu geben, der ihm ein künstlerisch erfreuliches Ansehen verleiht. Nichts wirkt störender, als wenn in einem Interieur, das gute Teppiche, geschmackvolle Möbel, mit Feingefühl gewählte Bilder enthält, eine banale Lampe steht, ein konventioneller Asch-becher sich aufdringlich breit macht, eine Duzendbarzavase die Marschal-Kielrosen trägt. Gerade das Kapitel des Kleinhausrates war noch vor kurzem eins der schwierigsten. Es schien leichter, einen guten Schreibtisch aufzutreiben, moderne Sitz-möbel, überhaupt den Großhausrat, als eine nicht konven-tionelle Lampe, ein apartes Tintenfaß.

In dieser Beziehung scheint es nun jetzt auch besser zu werden, da die im Kunstgewerbe arbeitenden Künstler es für keinen Raub halten, sich gerade dem Uebersehenen und Ver-nachlässigten zuzuwenden. Die letzten Ausstellungen, vor allem die in Paris und in Dresden, zeigten das in charakteristischen Beispielen. Vor allem hat sich die feine Kunst des Pariser Charpentier in die Tiefe niedergelassen, um Licht und Kultur zu bringen. Er hat sich der Aufbesserung der kunst-bedürftigsten und zugleich notwendigsten Wohnungsutensilien zugewendet: den Thürklinen und Schließern. Wer hat nicht mit Neger und Verstimung in seinem geschmackvoll aus-gestatteten Zimmer die häßlichen Thür- und Fenstergriffe ge-sehen, für die sich nirgends ein Ersatz zu finden schien? Char-pentier hat ihn gebracht. Die Delikatess seiner zarten Zinn-reliefs mit ihren schmieglamen Frauenköpfen ist nun praktisch un-gesetzt worden. Seine Arbeiten sind schmale, zierliche Bas-reliefs in mattgetöntem Metallmischungen, welche graziose Al-legorien des Garten-, Cello- und Violinspiels, der Plastik, der Malerei darstellen. Diese Reliefs bilden die Unterplatten, von denen in schöner Linienführung die Griffe oder die Knöpfe ausgehen. Auch die Schlüsselochklappen sind als zarte Reliefs behandelt.

Derselbe Charpentier hat einen Briefkasten komponiert von unbeschreiblichem Reiz. Er ist aus Holz mit eingeletem Met-tallzierat, Spinnweben, schwanen Linien, und in erhabener Auflegarbeit heben sich aus dem Grund zwei Figuren heraus, Knabe und Mädchen, die sich Geheimnisse zuflüstern. Auch für originelle Brotkörbe, Würstchenhüllen, Bonbonnieren, Kannen aus edel behandeltem Zinn ist gesorgt.

Der Architekt Guimard hat einen Ersatz für die wider-wärtig banalen, elektrischen Druckknöpfe, die hölzern und plump über unsern Speisetischen hängen, glücklich gefunden. Er ar-beitet diesen Körper in mattfarbigem Kupfer, binnenförmig mit geriffelten Linien. Ähnlich können auch die häßlichen por-zellanenen und hölzernen Knöpfe abgelöst werden, die an den Zugschnüren unsrer Stores und Schutzgardinen hängen. Sie sind zwar für gewöhnlich nicht sichtbar, aber ein feiner Ge-schmack, und zu ihm wollen wir erziehen, wird es nicht ver-tragen, daß nur das offen Darliegende den Ansprüchen genügt und daß hinter den Kulissen plötzlich der Maßstab ein anderer wird.

Dekorative und praktische Hausratsgegenstände bringt auch der geistreichste und universalste der Pariser Künstler, der Bild-hauer Carabin, auf den Markt. Vor allem ein ungemein originelles Tintenfaß in Bronze. Ein junges Weib sitzt auf

einem Felsen und hält zwischen den Beinen einen Tintensich fest. Mit den Händen öffnet sie ihm das Maul, das die schwarze Flüssigkeit birgt. Auch seine Tabaksdose, eine längliche Frucht mit Blättern, die Frucht aus Steingut, die Blätter aus zierlichem Schmiedeeisen, ist außerordentlich eigenartig.

Nichts wird übersehen. Die „Samoware“, die Theekannen aus Kupfer, in eisernen Ständern schwebend, werden jetzt in modernen Ornamenten getrieben hergestellt. Berner in München, ein junger, vielversprechender, deutscher Künstler, der sich dem Kunstgewerbe zugewendet, hat hierfür jüngst eine reizvolle Probe geliefert.

Glänzend steht es um die Keramik. In Frankreich und Belgien begann die künstlerische Bewegung in der Töpferei. Zierkeramik, Vasen, Krüge, Schalen wurden erst nach alt-japanischen Vorbildern, dann freier geschaffen. Und diese Gefäße, von denen jedes anders war, stachen natürlich die Duzendware erfolgreich aus.

Deutschland bleibt hinter den Delaherche, Bigot und

Beleuchtungskörper auf. Benison in London schuf aus technischer und konstruktiver Bedingung einen durch seine verblüffende Selbstverständlichkeit und Einfachheit völlig neuen Stil. Er machte bewegliche, elektrische Tischlampen und Wandarme aus Messing und Kupfer in reizvoller Linienführung, die ganz sichtbar als Träger der seidnen Leitungsschnur dienen, und frei schwebend hängt an einem schlanken Arm dann die Glockenblume des Lichtkörpers schwankend herab.

Das Charakteristischste dieser technisch-dekorativen Kunst ist jene Krone, die aus dünner, metallener Blattwerküberdachung besteht, von der, durch elegant gewundene Kupferspiralen hindurchgeführt, die Birnen an ihren Schnüren frei herunterhängen.

Neben dieser durch das Raffinement der Einfachheit wirkenden Art, steht die brillierende Phantastik von Tiffany in New-York, der durch seine farbigen in leuchtenden Koloriten spielenden Glasflächen ganz einzige Wirkung erreicht. Er komponiert z. B. eine an der Decke schwebende, flache Schale, aus Silberglanz geflochten, deren Durchbrüche sämtlich mit diesen

Antiquitätenhändlern findet ein vorfichtiger und zweckmäßig blickender Käufer manches, was sich zum praktischen Gebrauch trefflich herrichten läßt, was dadurch, daß es kein andrer hat, seinen originellen Reiz bekommt und meistens noch billiger ist als ein neues Duzendstück. Wer nicht wirkliche künstlerische, moderne Stücke kaufen kann, sollte stets nur altertümliche kaufen. Ich meine nicht Objekte von Sammelwert, die natürlich sehr kostbar sind, sondern dekorative, hübsche Sachen. Geriefelte Zinnkrüge, holländische Fayencevasen für den Blumenschmuck, alte Kupferkessel als Milchbecher, eiserne und messingene Leuchter.

Mit einfachsten Mitteln läßt sich, um ein Beispiel zu geben, eine dekorative Form für ein wichtiges Schreibstischrequisit finden. Man steckt gewöhnlich den Federhalter in ein mit schwarzen Borsten gefülltes Gefäß. Das ist, wenn es sehr häßlich ist, aus Nickel; wenn es Präntionen hat, aus Eisen und blankem Kupfer. Manche haben das nützliche Möbel auch in der neckischen Form eines Schweines mit borstigem Rücken, was allerdings mehr neckisch als hübsch ist.



Heimgekehrt. Gemälde von Carl Herrmann (vergl. Seite 19).

den andern Meistern der französischen Keramik nicht zurück. Prof. Länger in Karlsruhe macht unabhängig von ihnen seine hübschen langhalsigen Gefäße mit ihrem Dekor aus schwanken Halmen, wirren Farrenkräutern. Und L. Schmutz-Vaudiz hat gleichfalls eine selbständige dekorative Technik sich zu eigen gemacht. Auf seinen Gefäßen liegen zwei Thon-schichten übereinander. Vor dem Glasieren werden die Ornamente eingeschnitten; nach den verschiedenen Stärtegraden des Einschnittes ergeben sich bei der Glasierung verschiedene Töne. Stilisierte Pflanzen- und Tierformen bilden den Zierat.

Die stärkste künstlerische Förderung haben aber die Beleuchtungskörper erfahren. Ein wichtiger Faktor bei ihrer Veredelung war die Einführung der elektrischen Beleuchtung. Eine viel größere Freiheit der Behandlung wurde durch sie ermöglicht. Man war nun nicht mehr daran gebunden, den Beleuchtungskörper so einzurichten, daß die Flamme von unten nach oben brannte. Sie konnte jetzt in ihrer Glasbirne nach seitlich ausstrahlen. Die Feuergefährlichkeit war nicht mehr bestimmend; die Leuchte konnte zwischen Stoffen hindurchschimmern. Der Kombination war das weiteste Feld geboten. Und die ganze technische Infallierung des Lichtes in einer schmalen Hülse mit dem glühenden Fadendraht, von flacher Glocke umhüllt, wies von selbst auf Blumenkelchstilierungen hin. In England und Amerika kamen die ersten reizvollen

transparenten Glasflächen in Türkisblau, Amethystviolett, in opalisierenden Tinten ausgefüllt sind. Und in dieser Schale liegen nun unsichtbar die Glühbirnen und lassen die Märchenpracht erglänzen.

In den großen, europäischen Kunst- und Geschmacksmagazinen, beispielsweise bei Liberty in London, in Bings l'Art nouveau in Paris, im Hohenzollernkaufhaus in Berlin u. s. w. kann man an praktischen Beispielen sich über diese Dinge unterrichten. Es wäre wünschenswert, daß sich unser zahlungsfähiges, kaufendes Publikum hier seinen Blick schärfte und seinen Geschmack verfeinerte.

„Zahlungsfähig“ — freilich, das ist der wunde Punkt in unsrer modernen, kunstgewerblichen Bewegung. Die neuesten Schöpfungen sind leider vorläufig nur für eine bedruckte Minderheit. Die subtile Herstellung, die Geschmacksapathie der großen Masse, die eine Preisverringerung durch großen Absatz völlig illusorisch macht, schließlich die Zwischenkosten der Kaufleute, die teuren Mieten und die gewaltigen Betriebskosten der großen Geschäfte steigern die Preise dieser gewerblichen Kunstwerke zu einer hemmenden Höhe.

Ich möchte daher, weil ich hier nicht illusionistisch, sondern als praktischer Ratgeber spreche, nach der Revue moderner Neuererscheinungen auf dem Gebiet des Kleinhaushates einige Winke geben, wie man auch ohne so kostbare Hilfe sich manchen Gebrauchsgegenstand in dekorativer Form leisten kann. Bei den

Ich habe mir einen kleinen venezianischen Kessel aus matten Kupfer mit getriebenen Buckeln mit Borsten füllen lassen und finde ihn in der Wirkung sehr hübsch. Eine mir gleichzeitig liebe Reiserinnerung.

Ueberhaupt muß man auf Reisen die Augen immer aufhalten und sich umschauen. So manch' lustiges und originelles Erzeugnis fremdländischer Hausindustrie, das gar nicht viel kostet, wirkt, in den Haushalt übernommen, prächtig und schlägt das Schablonenmäßige. Die norwegischen bunten, holzgezeichneten Gefäße als Salznäpfe auf dem Tisch, die farbenfröhlichen, großblumigen Bauernfayencen haben einen so frischen Zug, sie atmen Leben und Erinnerung. Sie regen die Phantastie an. Aus persischen und japanischen Vasen, die man überall zu kaufen bekommt, lassen sich sehr dekorative Lampen herstellen, zu denen geschickte Hausfrauen den nötigen breiten Kandelaberschirm selbst aus indischer Seide arbeiten können. Solche große, stolze Lampe ist wirkungsvoller und dabei nicht teurer als viele Luxuslampen in möglichem Bronzeguß. Eine einfache orientalische Lampe als Portierenstange ist zweifellos hübscher als die reichste fabrikmäßig hergestellte aus Rußland.

Es müßte jeder vielmehr den Mut haben, sich so persönlich seinen Hausrat auszuwählen. Viele aber trauen sich nicht von der schablonenmäßigen Heerstraße fort. Mögen sie es einmal wagen. Ce n'est que le premier pas qui coûte.

Milka Ternina.

Nachdruck verboten.

Daß die Primadonna der Münchener Hofoper, Fräulein Milka Ternina, eine der bedeutendsten dramatischen Sängerinnen der deutschen Bühne ist und überhaupt zu den vornehmsten Gesangeskünstlerinnen unserer Zeit gehört, das hat sie kürzlich bei der Erstaufführung von Alexander Zemlinsky's dreiaktiger Oper „Sarema“ bewiesen, in welcher die Künstlerin als Darstellerin der Titelrolle einen ganz außerordentlichen Triumph feierte. Fräulein Ternina besitzt ein bestrichend wohlklingendes, dabei erstaunlich umfangreiches, stets ausgiebiges und kräftiges Organ. Sie beherrscht die verschiedensten Stimmgebiete mit gleicher Gewalt und Klangfülle und eignet sich bei der Reinheit und Tiefe ihrer Empfindung, der Macht ihres Temperaments und ihrer einnehmenden Persönlichkeit ganz besonders zur Wiedergabe dramatischer Gesangespartien. In ihrem wundervollen, schlanken Wuchs, ihren vornehmen, anmutigen Bewegungen, dem intelligenten und sympathischen Gesicht, den ausdrucks- und seelenvollen Augen besitzt die Künstlerin Vorzüge, die sie für eine ganze Reihe der verschiedenartigsten Rollen geeignet erscheinen lassen. Sie singt mit gleicher Sicherheit die heldenmütige Leonore in Verdis „Trovatore“, die ergreifende Partie des Beethoven'schen „Fidelio“, die schelmische Rolle der Gräfin in Mozarts „Figaros Hochzeit“, die edle Valentine in Meyerbeers „Eugenotten“, die holde Necha in Galévy's „Jüdin“ und weiß mit ganz besonderer Meisterhaft die Frauengestalten Richard Wagners zu verkörpern. Das gilt sowohl von den heroischen und leidenschaftlichen, wie von den schwärmerischen und jungfräulichen Gestalten. Ihre „Brünnhilde“ (Walfüre), ihre Hölde („Tritan und Hölde“), „Elsa“ und „Ortrud“ (Lohengrin), „Elisabeth“ (Tannhäuser), „Senta“ (Fliegender Holländer) u. s. w. gehören zu den hervorragendsten und in der That mustergültigen Leistungen dieser genialen Sängerin.

Milka Ternina ist Kroatin von Geburt. Im Gebiet der österreichischen Militärgrenze geboren, wurde sie nach dem Tode ihrer wenig begüterten Eltern als kleines Kind von ihrem Oheim, der in Agram lebt, adoptiert und erzogen. Schon mit zwölf Jahren erhielt sie den ersten Gesangunterricht, und als Sechzehnjährige kam sie an das Konservatorium des Prof. Gänsbacher in Wien, das sie nach dreijährigem erstem Studium verließ, um zuerst in Leipzig, dann in Graz in dramatischen Partien aufzutreten. Zwei Jahre später, 1885, folgte sie einem Rufe nach Bremen, als Nachfolgerin der berühmten Katharina



Gebr. Lützel, kgl. bayr. Hofphot. in München.

Milka Ternina.

Klafsky, und seit 1889 ist sie der gefeierte Liebling des Münchener Publikums. Im nächsten Jahr wird Fräulein Ternina das Münchener Hof- und Nationaltheater verlassen und an das Stadttheater in Hamburg übersiedeln. Zahlreiche Gastspiele, welche die Künstlerin in den verschiedensten Städten des In- und Auslandes, so z. B. in Oesterreich-Ungarn, in Rußland und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, mit glänzendem Erfolge unternahm, haben ihren Ruhm weit über die Grenzen Deutschlands verbreitet.

S. D.

Papas Aufsatz.

Skizze von Anna Wahlenberg.

Nachdruck verboten.

Ella Walden hatte es oft recht schwer in der Schule; nicht gerade deshalb, weil sie einen schlechten „Schulkopf“ hatte, vielmehr, weil ihr Kopf voll von mutwilligen Streichen steckte, sodaß kaum noch Platz darin war, wenn man etwas andres hineinzupropfen versuchte.

Alle Grammatik ging schlecht, Mathematik miserabel, die lebenden Sprachen nicht viel besser. Am schlimmsten aber stand es mit dem Deutschen. Und wenn sie Aufsätze schreiben sollte, ängstigte sie sich ab, als wenn sie die schwerste Strafe erlitt.

An den Mittagen, an denen sie mit dem Aufsatzheft in der Schultasche nach Hause ging, hatte sie kaum Lust, den Umweg zu machen, um den Jungen von der Lateinschule zu begegnen. Und wenn sie dann über den Markt ging, warf sie neidische Blicke auf die alten Marktweiber. Ach, wie die es doch gut hatten! Den ganzen Tag da zu sitzen und abzuwiegen und Geld einzunehmen! Das mußte doch furchtbar nett sein, bloß so in der Welt umherzugeschauen und bei allem, was passierte, dabei zu sein und Kaffee zu trinken und zu schwagen, mit wem man wollte und wie es sich traf, und sich keine Sorgen machen zu brauchen, wie man Gedanken über Dinge zusammenstellen sollte, über die man im Grunde gar keine Gedanken hatte und um die man sich auch nicht im geringsten kümmerte! Ja, es war immer ungerecht verteilt in der Welt!

Es war nur gut, daß die schlechtesten Aufsatzschreiberinnen der Klasse auf den Gedanken gekommen waren, von den Besten Hilfe zu erlangen. Für ein paar Bonbons oder einen Apfelsuchen konnte man schon eine ganz gute Kladde bekommen, die dann nur ins Reine geschrieben zu werden brauchte. Und das ging so flott wie ein Tanz. Ella sparte ein paar Pfennig jeden Tag von ihrem Frühstücksgeld, sodaß sie am Aufsatztage immer über zehn Pfennig für einen Apfelsuchen verfügen konnte. Und so führte sie eine ganze Zeit ein verhältnismäßig ruhiges und glückliches Leben.

Aber kein Glück ist beständig, und das Unglück wollte,



CARL KÜSTNER

Winterstimmung. Gemälde von Karl Küstner (vergl. Seite 19).

daß der Rektor, der selbst Lehrer des Deutschen war, eines schönen Tages hinter die Mogelei kam.

Das war eine schreckliche Aufregung, und es wurde gedroht, wenn solch ein Unfug noch einmal vorkäme, würde sowohl diejenige, die den Aufsatz abgeschrieben, als auch die, die ihn zum Abschreiben hergegeben, einen Tadel wegen Betrugs bekommen.

Danach waren nun alle Wege, Hilfe zu erlangen, versperrt. Ella sparte sich nichts mehr ab von ihrem Frühstücksgehalt, und bald standen ihre Aufsätze in dem Kufe, die aller schlechtesten und erbärmlichsten der ganzen Klasse zu sein.

Eines Tages kam sie wieder mit dem Aufsatzheft in der Schultasche nach Hause; vier Themata hatte ihr der Rektor auf einen Zettel geschrieben. Sie konnte nach ihrem Belieben darunter wählen, aber eins davon mußte sie wählen und darüber schreiben.

Als das Mittagessen vorbei war, setzte sie sich an den großen Esstisch, um allein und ungestört zu sein, und starzte auf ihre vier Themata.

„Mildelta.“ Davon wußte sie nicht das Geringste, außer daß es dort Krokodile geben mußte. Man konnte doch aber nicht drei, vier Seiten in einem Aufsatzbuch mit Krokodilen füllen. So mußte sie den Gedanken daran fallen lassen.

Das zweite Thema hieß: „Der Kampf der Horatier und der Curiatier.“ Ja, was in der Welt ging sie die altrömische Sagen Geschichte an! Was für eine Idee, sich den Kopf um Sachen zu zerbrechen, die so gleichgültig waren, daß man garnicht begreifen konnte, wie sie überhaupt heute noch in Frage kommen konnten. Also konnte sie sich auch nicht hinsetzen und darüber schreiben.

Das dritte lautete: „Bestimmung und freier Wille.“ Welcher Hohn! Saß sie hier nicht gezwungen und genötigt, und dann verlangte man noch obendrein, sie sollte sich hinein verlegen, was es heißt, einen freien Willen zu haben! Ja, wenn sie nur wagte, wirklich das zu schreiben, was sie über den freien Willen dachte, dann wollte sie schon ein ganz Teil zusammen bekommen. Aber sie fürchtete, daß das doch nicht ginge; denn ihre Ansichten über den freien Willen des Menschen stimmten nicht ganz mit denen des Lehrers und anderer biederer Personen überein. Also taugte dies Thema ebensowenig wie die andern.

So blieb nur das vierte und letzte übrig: „Im Frühling.“

Im Frühling! Vielleicht versuchte sie es damit einmal! Dies Thema schien ihr die wenigsten Schwierigkeiten zu machen und auch am wenigsten Nachdenken und Kenntnisse zu erfordern.

Ja, wie war es also im Frühling? Sie feuchtete den Bleistift an und setzte ihn aufs Papier, um das Konzept zu beginnen.

Im Frühling? Im — ja, da sehnte man sich nach dem Sommer, weil dann die Schule geschlossen wurde.

Aber das konnte man doch nicht in einem Schulaufsatz schreiben. Es war abscheulich, wie furchtbar vieles man nicht schreiben konnte! Sie mußte sich schon etwas andres ausdenken.

Sie dachte an Leberblümchen und Anemonen und Frühlinglieder, die sie in der Schule sangen, an Tauwetter und Gummischuhe, an Vogelgesang und neue Sommerhüte und Waffeln am ersten Mai und an eine ganze Menge andres. Zu schreiben gab es schon genug, wenn es sich nur alles für das Aufsatzbuch hier geeignet hätte. Wenn man aber alles das ausstrich, was nicht taugte, dann blieb wahrhaftig nicht viel übrig, und wie sollte man es dann anfangen, von dem Rest eine Suppe zusammen zu kochen?

Sie dachte und dachte, bis der Kopf schmerzte, und bekam nicht die geringste Inspiration, obgleich sie die Stirn an der Stelle rieb, wo nach der Phrenologie die Genieknotten sitzen mußten; unaufhörlich ließ sie die Finger durch ihr helles Haar gleiten, sodas es ihr wie ein Heiligenschein das Gesicht umrahmte.

Den Anfang hatte sie allerdings gemacht. „Der Frühling ist eine sehr schöne Jahreszeit —“ stand oben auf dem Papier. Aber was half das, wenn man nicht weiter konnte?

Um das Unglück voll zu machen, war sie am Tage vorher auf einem Kinderball gewesen, sodas sie nun müde war und die Augen ihr zufallen drohten. Alles war so unumgänglich und so jämmerlich. Die Thränen fingen an zu fließen. Sie schluchzte und schluchzte. Nun konnte sie sich nicht einmal mehr erinnern, ob es Leberblümchen oder Glockenblumen waren, die es im Frühling gab. Und schließlich legte sie den Kopf auf das Papier, nur um ihre Gedanken zu sammeln.

Das war aber ganz verkehrt, denn das war gerade die richtige Art, in das Stadium zu kommen, wo man garnichts mehr denkt.

Fünf Minuten später ging ihr Papa durch das Zimmer, und als er sie in einer so merkwürdigen, unnatürlichen Stellung zusammengesunken sah, guckte er sie natürlich ein bißchen näher an, und fand sein großes vierzehnjähriges Mädchen mit dem Kopf auf dem Tisch liegend, eingeschlafen mit Thränen auf den Wangen wie ein kleines Baby.

Er stützte die Hände in die Seiten und lachte, denn er nahm das Leben von der lustigen Seite. Dann ging er hinein zu seiner Frau und bat sie schnell zu kommen und zu schauen. Doch als sie nun dastanden, alle beide, um ihr großes, kleines Baby zu betrachten, das wirklich sehr lieb aussah, wie sie da lag mit ihrem dichten, hellen Haar, das gleich einer Wolke ihr Gesicht umgab, und den vom Weinen feuchten Wangen, mußten sie wohl etwas zu

laut gelacht oder geplaudert haben, denn das Baby fuhr plötzlich zusammen, wachte auf, sah die Eltern ängstlich an und begann heftig zu weinen und sich bitter zu beschweren.

„O, der schreckliche, greuliche Aufsatz! Und wenn es das Leben kostete, sie könnte heute nicht damit zustande kommen!“ „Armes Kind,“ sagte ihre Mutter und strich ihr übers Haar. „Sie ist natürlich müde. Wenn man nicht vor ein Uhr ins Bett kommt.“

Ihr Papa aber nahm ganz einfach das Konzeptpapier, die Bleifeder und den Zettel mit den vier Thematen, winkte Ella, ihm zu folgen, ging mit ihr in sein Zimmer und setzte sich an den Schreibtisch.

„Ja, siehst du, mein Mädchen,“ sagte er, „nun wollen wir uns zusammen an das große Werk machen, und es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn wir es nicht fertig brächten! So etwas habe ich mein Lebtag schon oft und immer mit größter Leichtigkeit gemacht, das kannst du mir glauben.“

Ellas Papa war Gastwirt und hatte sich früh seinem Berufe gewidmet, wodurch er vielleicht seine sprachlichen und wissenschaftlichen Studien etwas vernachlässigt hatte. Aber das hinderte ihn nicht, ein großer Freund von Litteratur und Kunst zu sein und hier und da bei passenden Gelegenheiten selbst seine Veier zu poetischen Ergüssen zu stimmen. Er war nämlich eine sehr gefühlvolle, sentimentale Natur.

Es war jedoch nun schon lange her, seit er die Feder zu etwas andern als Geschäftssachen ergriffen hatte. Aber er war nicht der Mann, der so leicht den Mut verlor, und er sei doch wohl noch imstande, dachte er, seinem kleinen Mädchen bei einem einfachen deutschen Aufsatz zu helfen.

„So, nun laß mal sehen, worüber wir schreiben sollen,“ sagte er, nahm den Zettel, sah die Themata durch und kam nach ein paar Minuten zu genau demselben Resultat wie Ella, nämlich, daß außer dem letzten: „Im Frühling“ alle übrigen für so junge Mädchen einfach unmöglich seien. Aber über den Frühling zu schreiben, das war ja wahrlich keine Kunst.

„Der Frühling ist eine schöne Jahreszeit —“ las er weiter. „Im, das war schon ganz gut.“ „Ja, das ist richtig. Und dann ist es die Jahreszeit, wo alles, Fische und Vögel und Wald und Feld und Menschen und Tiere aufwachen und die kalte, weiße Winterdecke abschütteln. Nicht wahr?“

„Ja,“ antwortete Ella und versuchte den Schlaf aus den Augen zu reiben.

„Dann schreiben wir das also.“

Er schrieb und strich aus, schrieb wieder und strich nochmal aus.

„Und es ist die Zeit, wo die Lerche auf den frühlinggrünen Wiesen trillert und ihr Nest in den knospenden Zweigen der Bäume baut.“

Er war ein Großstadtkind, darum muß man ihm verzeihen, wenn er nicht so genau mit den besondern Gewohnheiten der Lerche Bekantheit wußte.

„Nicht wahr?“

„Ja — a.“ Ella rieb sich immer noch die Augen.

Er schrieb wieder und strich wieder aus.

„Aber du sollst auch etwas dabei helfen. Du sagst bloß ‚ja‘. — Wir können auch noch von all den kleinen Bächen schreiben, die nun zu rinnen und zu fließen beginnen. Was meinst du?“

„Ja — gewiß, ja.“

„Na, und dann weiter? Hilf mir auch!“

Ella sann nach. „Ja — dann noch — ja, dann — dann — ja.“

„Ich merke schon, etwas andres als ‚ja, ja‘ bringt du heute doch nicht heraus. Geh und lege dich hin und schlafe ein bißchen, mein Herzchen, ich werde das hier schon allein besorgen, das wird im Umsehn fertig sein — paß mal auf.“

Ella sah ihn ein bißchen zaghaft an. Sie hatte zu Hause nichts davon gesagt, wie sie in der Schule mit dem Aufsatzabschreiben gemogelt hatten und daß die Strafe, einen Tadel in der Wochenzeitschrift zu bekommen, über ihren Häuptern schwebte, falls sie es wieder thäten.

Sollte sie es jetzt sagen? Aber drei Gründe hielten sie ab, aufrichtig zu sein. Erstens war es recht unangenehm, von Betrügerei zu sprechen. Zweitens, war es ja keine Schulkameradin, die ihr jetzt half, folglich konnte der Rektor auch nicht durch die Aehnlichkeit der Stillierung in einem der andern Aufsätze hinter den Betrug kommen. Und drittens wußte sie sich wirklich keinen andern Rat.

So ging sie zögernd hinaus aus dem Zimmer und setzte sich hin, um über ihren andern Schularbeiten zu brüten, bis die Klavde fertig wäre und sie den Aufsatz ins Reine schreiben könnte. Das „im Umsehn“ dauerte indessen fast zwei volle Stunden. Der Gastwirt hätte niemals geglaubt, daß es so schwierig sei, einen kleinen Mädchenaufsatz zu schreiben. Er schwitzte und schrieb und strich aus. Er vergaß alles darüber, die Kunden, die Getränke, die Küche unten.

Aber als er schließlich mit einem großen Bogen Papier, der mit seiner deutlichen, hübschen Schrift fast vollgeschrieben war, zu Ella hereinkam, war er auch stolz. Die würden sich in der Schule mal wundern, wenn sie entdeckten, welche poetische Begabung sein Töchterchen besaß!

Ella dankte, erhielt einen Zärtlichkeitsklaps auf den Kopf und eine Ermahnung, den Aufsatz recht sauber einzuschreiben; so wie er es verdiente, meinte vermutlich der Vater. Und dann ging er im Bewußtsein, seine Pflichten wie ein guter Vater erfüllt zu haben, hinaus.

Ganz so zufrieden war Ella dagegen nicht, besonders als sie bei der Reinschrift die Empfindung hatte, als klangen manche Phrasen etwas merkwürdig. Es war aber ein so schönes Gefühl, von der schweren Sorge befreit zu sein, daß sie doch alles ohne weitere Skrupel einschrieb. Es mochte nun gehen, wie es wollte.

Einige Tage danach, als sich die Stunde näherte, in der sie ihre Aufsatzhefte wieder bekommen sollten, wurde sie doch ein wenig unruhig und saß schließlich mit klopfendem Herzen auf ihrem Platz und sah, wie der Rektor das Band löste, das kreuzweise um die blauen Aufsatzhefte geschlungen war.

Dann begann er, sie durchzugehen. Ein Name nach dem andern wurde aufgerufen. Jeder einzelne Aufsatz wurde kritisiert und mit Lob oder Tadel seiner Verfasserin zurückgegeben. Aber immer noch zögerte er mit Ellas Heft. Sie sah, daß nur noch vier Hefte auf dem Katheder lagen. Dann nur noch drei. Dann zwei. Zuletzt ein einziges, ihr eignes. Da stand ihr das Herz in der Brust beinahe still.

Der Rektor öffnete dieses letzte Heft, strich mit der Hand über die Seiten, damit sie liegen blieben, und sah Ella an.

„Ella Walden, hast du den Aufsatz hier selbst geschrieben?“ fragte er.

Sie sah fort, zögerte ein wenig und antwortete dann leise: „Ja.“

Darauf wandte der Rektor den Blick wieder auf die Seiten und begann zu lesen:

„Im Frühling! Der Frühling ist eine schöne Jahreszeit. Wenn er kommt, nimmt er liebevoll wie eine gute Mutter die kalte, eisdiamantenbestreute Winterdecke von sämtlichen Individuen der Welt, die aus des Schöpfers Meisterhand hervorgegangen, sowohl von den Fischen und Vögeln, wie von den Menschen und allen Tieren. Es knospt in den trockenen, nackten, grauen Baumgerippen der stillen, friedvollen Haine, ebenso wie in den durch Dunkel und Kälte zusammengeschrumpften und vertrockneten Gehirnkammern und Herzwinkeln der Menschenkinder. Ach, du süßer, unaussprechlicher, entzückender Frühling! rufen Felder und Bäume und Büsche, komm und ziehe uns Hochzeitskleider an, denn wir wollen unser Hochzeitsfest feiern! Komm und kleide uns bald, recht bald, denn wir tragen innigstes Sehnen und heißes Verlangen —“

Hier sah der Rektor auf und blickte mit einer Miene über seine Brille hinweg, die dem ganzen Auditorium zu verstehen gab, daß es nicht verboten sei, zu lichern. Rundherum ließ sich auch unterdrücktes Lachen hören, und jedes Paar Mädchenaugen richtete sich auf die arme Ella, die rot wie eine Pionie da saß und recht gut alle diese Blicke fühlte, obgleich sie vor sich nieder auf das Pult sah.

Der Rektor fuhr fort: „Ja, von Herzen gern,“ antwortete der Frühling und beginnt darauf alle Wiesen mit tauend und abertausend goldglänzenden und purpurstrahlenden Blumenguirlanden zu bekränzen, und die Lerchen schlagen ihre wunderbaren Triller-Arien in den Baumwipfeln. Sie sind die Spielleute beim Hochzeitsfest der Natur. Und froh und ausgelassen sind sie, ohne mit Alkohol ihre kleinen, entzückenden Sängergehnen zu reizen —“

Hier strich der Rektor wieder mit der Hand über die Buchseiten, indem er auffah.

„Ich brauche wohl kaum weiter zu lesen,“ sagte er. „Glaubt noch eine von euch, daß Ella Walden diesen Aufsatz selbst geschrieben hat?“

Lautes Richern ging durch die Bankreihen, eine andre Antwort aber kam nicht.

„Ja, ich glaube es auch nicht,“ begann der Lehrer wieder, „und ich nehme an, daß Ellas Behauptung, sie habe ihn gemacht, nur der Reinschrift galt. Nicht wahr, Ella?“

Es lohnte nicht länger zu leugnen. „Ja,“ sagte das arme Mädchen noch leiser als vorher.

„Wer hat ihn denn verfaßt? Eine von den Schulkameradinnen?“

„Nein,“ lautete die Antwort, noch immer wie ein Geisterhauch.

„Hat ihn eine von deinen Tanten gemacht?“

Nun kam gar keine Antwort mehr.

„Oder vielleicht das Hausmädchen?“

Absolutes Schweigen.

„Oder gar die Köchin?“

Keine Antwort.

„Ja so, Ella hat nicht so viel Vertrauen zu mir, daß sie es mir sagen könnte. Nun ja, streng genommen, habe ich ja auch, wenn es keine von den Schulkameradinnen war nichts damit zu thun. Aber Betrug ist es ebenso gut, und du weißt, Ella, was ich gesagt habe und wie so etwas bestraft werden wird.“

Sie durfte gehen und ihr Heft holen, und der Rektor verlor kein Wort mehr über die Sache.

Zu Hause war ihr Vater sehr gespannt auf das Schicksal des Aufsatzes, und da er wußte, an welchem Tage er zurückgegeben wurde, war seine erste Frage beim Mittagessen, was der Rektor über den Aufsatz gesagt hätte.

Ella sah auf ihren Teller.

„Ach, nichts,“ sagte sie. Sie konnte doch ihrem Papa nicht sagen, wie blutig seine Geisteserschöpfung verhöhnt worden war, und daß der Rektor es sogar für möglich gehalten hatte, daß die Köchin den Aufsatz gemacht haben könnte.

„Nichts?“ rief der Gastwirt ärgerlich. Er hatte so fest erwartet, daß der Aufsatz Erfolg haben würde. „Sagte er wirklich garnichts Besondere?“

Ella murmelte etwas von orthographischen Fehlern, um das Ganze glaubhafter zu machen, und für diesmal ließ man das Thema fallen, obwohl der Gastwirt den ganzen Nachmittag bei schlechter Laune war, infolge seines verletzten Verfassers stolzes.

Als die Woche zu Ende war, kam Ella mit einem Anmerkungsblatt nach Hause, den vorzuzeigen sie so lange wie möglich hinausshob. Am Montagmorgen mußte sie ihn aber zeigen, denn der Vater mußte seinen Namen darunter schreiben.

Er stuzte, als er den Tadel sah, den ersten, den seine Tochter je bekommen hatte. Einen Tadel wegen Täuschung! Was sollte das heißen?

Ella erröthete und erbleichte. Vom Aufsatstag an hatte sie sich schon vor dieser Stunde gegraut und nachgegrübelt, was sie auf ihres Vaters Fragen antworten sollte; denn sie konnte doch auf keinen Fall sagen, daß sie den Tadel feinetwegen bekommen hatte. Sie hatte keinen besonders hellen Kopf, aber statt dessen einen feinen Instinkt, und sie fühlte dunkel, daß ihr Vater, falls sie es sagen würde, tief, schwer, ja tödlich verwundet werden würde. Lieber alles andre vorbringen! Aber alle Geschichten, die sie sich ausgedacht, hatte sie vergessen und stand nun da, zitternd und schweigend wie ein richtiger Verbrecher. Das einzige, wozu sie sich endlich aufraffen konnte, war, ihrem Vater um den Hals zu fallen und in Schluchzen auszubrechen.

Aber er schob sie zurück, und das Verhör begann. So gutmütig er war, so konnte er doch mitunter sehr böse werden. Er besaß sehr viel Ehrgeiz, sowohl was ihn selbst als auch was seine Kinder anbetraf. Warum hatte sie den Tadel bekommen? Das wollte und mußte er wissen!

Ella behauptete, sie hätte ihn wegen Mogelei beim Schreiben bekommen, sie war aber nicht gewohnt zu Hause zu schluntern, und ihre Angaben waren deshalb so schwankend und einander widersprechend, daß der Vater begriff, sie wolle nicht mit der ganzen Wahrheit heraus.

„Sage mir nun ganz aufrichtig, wie die Sache zusammenhängt,“ sagte er streng, „sonst gehe ich nach der Schule und erkundige mich selbst danach.“

„D nein, nein, thu das nicht!“ rief sie ganz erschrocken. Diese Drohung schien mehr Wirkung zu haben, als alle harten Worte, und auf einmal war das Band ihrer Zunge gelöst. Ausführlich und sich überhafter erzählte sie, daß sie Selma Müller mit Bonbons bestochen habe, damit sie ihr unter dem Pult das Konzept ihrer französischen Uebersetzung zustecken solle, und daß die Lehrerin dazu gekommen sei und es in Ellas Buch gefunden habe.

Dieses Bekenntnis erschien wirklich ganz glaubwürdig, und sie durfte endlich gehen. Aber als sie fort war, stieg in ihrem Vater wieder Mißtrauen auf. Besonders war es ihre Angst, er könnte in der Schule nachfragen, die ihm doch höchst sonderbar erschien, und er beschloß, sowie er eine Stunde frei sei, dem Rektor einen Besuch zu machen, um über die Geschichte ins Reine zu kommen.

Später gegen Mittag fand er sich auch wirklich in der Schule ein. Er hatte das Glück, den Rektor zu treffen, und trug ihm sogleich sein Anliegen vor. Er wollte wissen, wie es sich mit der Mogelei im Französischen verhielt, für die seine Tochter einen Tadel bekommen hatte.

„Im Französischen?“ wiederholte der Rektor. „Nein, im Französischen hat sie keinen Tadel bekommen.“

„Also lügt sie auch noch!“ rief der Vater aus, aufgebracht darüber, bei seinem Kinde solche Sittenverderbnis zu finden.

Der Rektor suchte indes die Sache etwas zu mildern. „Vielleicht ein Mißverständnis,“ sagte er. „Der Tadel wurde für einen deutschen Aufsatz gegeben, den sie sich, statt ihn selbst zu schreiben, von einem andern machen ließ.“

„Ein deutscher Aufsatz?“

„Ja. Und die Mogelei war so leicht zu entdecken, garnicht einmal gut verdeckt,“ sagte der Rektor lächelnd.

„Sie will unter keiner Bedingung eingestehen, wer ihr geholfen hat, wahrscheinlich aber ist es Ihr Hausmädchen oder eine alte, sentimentale Köchin gewesen.“

„Was? Eine alte, sentimentale Köchin?“

„Ja, was weiß ich, es sah ganz so aus.“

Der Rektor begriff nicht, warum der Gastwirt auf einmal so zahm wurde. Keine Fragen mehr, keine Entrüstung weiter über das schlechte Betragen der Tochter, nur ein ungeschicktes Umverzeihungsbitten, daß er gekommen sei und ihn belästigt habe. Er habe nur wissen wollen ... Und er dankte sehr, und dann ging er.

An diesem Tage war der Vater sehr still beim Mittagessen, und als Ella kam und gegnete Mahlzeit wünschte, nahm er ihren Kopf zwischen seine beiden Hände und gab ihr einen Kuß auf die Stirn, so lang und so zärtlich, daß Ella ihn verwundert ansah; niemals vorher hatte ihr Vater so lieb ausgesehen wie jetzt mit diesem Blick in seinen Augen.

Am Abend wurde sie in sein Zimmer gerufen, und ohne ein Wort zu sagen, reichte er ihr ein viereckiges Etui, in dem sich beim Öffnen eine kleine, tickende, goldene Uhr befand. Wofür bekam sie die?

Eine Ahnung durchfuhr sie; sie wußte ja, daß er gegen Mittag in der Schule gewesen war, und dachte an seinen Kuß und seinen Blick vor ein paar Stunden. Sie schlang die Arme um ihn und küßte ihn. Aber keine Frage kam über ihre Lippen. Auch ihr Vater sagte kein Wort, warum er ihr dies Geschenk gäbe. Das erfuhr sie niemals, aber die Uhr blieb während ihres ganzen Lebens ihr liebstes Kleinod.

Die Poesie des Fächers.

Nachdruck verboten.

Bei der Beurteilung der uns bis zum 15. November v. J. eingelangten 1153 Preisbewerbungen (zu denen sich noch eine Anzahl verspätet eingetroffener Dichtungen gesellte) waren für uns der vorgeschriebene Umfang (8 bis 16 Verszeilen), Form und Wohlklang der Gedichte und vor allem die Forderung neuartiger Gedanken über die Poesie und Macht des Fächers ausschlaggebend. Von diesen Gesichtspunkten aus hatten wir, wie bereits erwähnt, neun Gedichte zur engeren Wahl gestellt, unter denen dann die Auslosung der drei Fächerpreise erfolgte. Den auf Seide gemalten Ballfächer erhielt Frä. Hedwig Brunner in Königsberg i. Pr. für folgendes launige Gedicht:

Das Hilfsmittel der Venus.

Als Venus die erste Kugel bekam,
Wie brachte das der Ärmsten Gram!
Doch listig, wie schöne Frauen sind,
Erkann sie ein kluges Mittel geschwind:
Zu bergen vor Adonis Augen
Den Makel, was mag dazu taugen?
Und sie brach vom duftigen Rosenstrauch
Einen vollen Zweig, dem ein süßer Hauch
Entfrönte. Und sie fächelte sich.
„O wie der Fächer der Rosen dich
Noch schöner macht! Bei meinem Eid,
Du gleichst der jüngsten, blühendsten Maid!“
Adonis sprach's, in ihrem Gesicht
Sah er die böse Kugel nicht.
Frau Venus jubelt still und lacht —
Das ist des Rosenfächers Macht.

Der Schneeflockenfächer aus weißen Marabufedern wurde einem heitern Gedichte von Frä. Bertha Pohl in Wien zu teil, die das Entstehen des ersten Kusses auf die Zauberhaftigkeit des ersten Fächers zurückführt:

Im Paradies.

Sechzehn Jahr war Eva alt,
Plötzlich ward ihr heiß und kalt.
Hielt sie Adams Blick umfassen,
Stieg das Blut ihr in die Wangen.
Flüstert' ihr die Schlange zu:
„Sonn' dem kleinen Herzen Ruh!
Sonnenglut macht matt und heiß —
Pflücke dir ein Palmenreis!“
Euchen fächelt sich und fächelt,
Und die list'ge Schlange lächelt.
Adam seufzt: „Der Himmel weiß,
Mir auch schwillt das Herz so heiß!“
Kühlend ihre jungen Flammen,
Thun die Köpfe sie zusammen:
Hintern Fächer — Gott verzeh'rs —
Finden sich die Lippen leis ...

Der dritte Preis, ein eleganter Fächer neuester Mode, fiel bei der Verlosung folgendem Gedichtchen von Frä. Elly Westphal in Prozen bei Dammtrog zu:

An den Fächer.

Leises Winken — stummes Grüßen —
Heimlich Sehnen — rasch Genieken —
Still Frohlocken — sanftes Klagen —
Gold Gewähren — halb Verjagen:
Du bist aller Sprachen Meister,
Herrscher über alle Geister —
Kleiner Schelm am seidnen Band,
War's ein Gott, der dich erfand?

Unter den weiteren sechs Gedichten, die zur engeren Wahl standen, bei der Verlosung aber vom Glücke weniger begünstigt waren, befand sich zunächst ein formvollendetes Fächer-sonett von Frä. Johanna Balk in Arnberg i. Westf., die ihrer Sendung noch ein originelles, für unser Blatt nicht unschmeichelhaftes Motto beigelegt hatte:

Im Lauf der Jahre wird gar manche Zeitung
An Aussehn und an Inhalt merklich schwächer.
Nicht der „Bazar“! Da ist stets gut die Leitung,
Da sind vorzüglich stets besetzt die — Fächer!

Ferner ein niedliches Gedicht über die „Fächerchule“ von Frau Elise Nagel-Wilke in Berlin, das mit einer hübschen Pointe schließt:

Es ist der Fächer in der Hand der Frau
Ein Scepter, das oft stärker wirkt, oft schwächer:
Denn zu regieren lernt sie bald genau
Des Auserwählten Herz wie ihren Fächer!

Weiter befinden sich unter den nichtprämierten Gedichten, die zur engeren Wahl kamen, ein „Fächerlied“ von Frau Dr. Seyffert in Sangerhausen; ein ernstes Gedicht von Frau P. Wentges in Neuß a. Rh., das der Erinnerung an ihren „Brautfächer“ gewidmet ist; ein stimmungsvolles Gedicht über „Großmutter's Fächer“ von Mrs. Fanny Haenichen in Chicago, wohl einer unserer ältesten Abonnentinnen (die Dame sandte mit dem Gedichte ihre erste Bazarnummer aus dem Jahre 1856 ein); endlich noch ein Gedicht einer Holländerin, Frau Notar J. Verbunt-Just in Bozmeer, das einen recht originellen Gedanken enthält, in der Form aber leider nicht durchweg den poetischen Anforderungen entspricht. Der zu Grunde liegende Gedanke ist indes so hübsch, daß wir ihn hier zum Schluß in neuer, kürzerer Form wiedergeben wollen:

„Ach Mutter, sieh, was mir geschehn!“ so klagt der Venus Kind,
„Der Flügel bunte Federzier zerkaufte mir der Wind.“

Die Erde kann ich nun nicht mehr in hübnem Schwung erreichen,
Vergebens harret der Sehndende jetzt auf der Liebe Zeichen.“

Frau Venus tröstend zu ihm spricht: „Dir wachsen neu die Schwingen,
Doch magst du als Erbsaß der Welt die losen Federn bringen.“

Und so geschah's! Gemalt, geschmückt steht du sie nun auf Erden —
Weißt du jetzt, holdes Mägdlein, woraus „die Fächer“ werden?

Heimgkehr.

Hierzu das Bild auf Seite 16.

Nachdruck verboten.

Wie eine Märchenstadt hatte sich Kathi die Residenz gedacht, nach all den glänzenden Schilderungen von Nachbars Vene, die seit einigen Monaten dort in Stellung war. Ja, da war alles anders als in dem westent-rückten, kleinen Dorfe; da konnte man etwas sehen, hören und das Leben genießen! Und das Verlangen nach all den großstädtlichen Herrlichkeiten wurde so mächtig in Kathi, daß sie eines Tages nach langem Widerstande der Eltern ihr Bündel schnürte und in die Welt hinauszog. Schmuck und blühsauber sah Kathi aus, das mußte man ihr lassen, wie Milch und Blut war ihr frisches, rundes Gesicht, und es war eine Freude, sie anzusehen.

Ihre ersten Briefe aus der Residenz brachten lauter gute Nachrichten, und die alten Eltern wurden nicht müde, sich das Glück ihres Kindes auszumalen. So ging es eine ganze Zeitlang, bis die Briefe auf einmal anfangen seltener zu werden; Kathi hatte gar zu viel in ihrem Dienste zu thun, es war auf längere Zeit Besuch ins Haus gekommen, der Bruder ihrer Herrin, der in der Residenzstadt seine Studien beendete. Dann meldete eine Postkarte in knappen Worten, daß die Herrschaft längere Zeit auf Reisen gehen würde, und sie sollte mit.

Und dann kamen Monate entsetzlicher Angst für die Alten: Kathis Briefe blieben ganz aus, bis sich die Mutter entschloß, an die Herrschaft zu schreiben und zu fragen, ob ihre Tochter am Ende krank sei. Die Antwort traf sie wie ein Bligschlag; Kathi wäre längst nicht mehr in ihrem Hause, schrieb die Dame. Nach Monaten traf die Mutter einmal Nachbars Vene, die zum Besuch gekommen war, zufällig auf der Dorfstraße, und jetzt erfuhr sie die volle Wahrheit. Die alte Frau hatte nicht den Mut, ihrem Mann ein Wort über diese Begegnung zu sagen.

Es war eines Sonntagsnachmittags. Die Alten, die ganz wortfarg geworden, saßen vor dem weißgeputzten Tische, und die Mutter las mit holpriger Stimme aus einem Gebet-buche vor. Darin fanden sie Trost und brauchten dann wenigstens nicht zu sprechen; eins wußte ja doch, was das andre dachte. Da ging leise die Thür auf; der Alte entfiel das Buch aus den zitternden Händen — Herr des Himmels, das war ja Kathi! Aber wie sah sie aus!

Wie versteinert saßen die beiden Alten da. Kathi wollte auf sie zugehen, doch der Vater machte eine abwehrende, zornige Handbewegung. Gebrochen sank Kathi auf die Bank an der Thür und brach in herzzerreißendes Schluchzen aus. Auch die Mutter hatte das Gesicht mit den Händen bedeckt und schluchzte krampfhaft. Nur der Alte blieb regungslos.

Man hörte lange Zeit keinen andern Laut als das Weinen der beiden Frauen. Dann legte die Alte zaghaft ihre zitternde Hand auf den Arm des Mannes: „Vater, vergieb, sie ist — heimgefehrt.“

„Kathi, Kathi!“ murmelte der Alte, und dicke Thränen liefen ihm über die Wangen.

Winterstimmung.

Hierzu das Bild auf Seite 17.

Nachdruck verboten.

Der Winter kommt im weißen Kleid
Und freut sich, daß es friert und schneit,
Er mag nichts Grünes leiden.
Er schüttelt Eis herab und Schnee,
Und was da lebet, fühlt voll Weh:
Nun geht's ans bittere Scheiden!

Was blüht und duftet auf der Au,
Und was sich wiegt im Himmelsblau,
Ihm eignet keine Dauer.
Die Farbe bleicht, der Duft verdirbt,
Der Wohlklang schweigt, das Leben stirbt,
Und Lust kehrt sich in Trauer.

Getrost, mein Herz — das Tote lebt!
Und mächtig aus den Gräbern hebt
Sich bald ein frisches Leben.
Du wirst ein frohes Uferstehn
Im Herzen und auf Erden sehn:
Nach Winters Leid
Wird Frühlingzeit
Dir reiche Freuden geben!

A. u. Bieberstein.

Allerlei fürs Haus.

Nachdruck verboten.

Stoffe auf Licht- und Wasserdichtigkeit zu prüfen. Sehr oft tritt an die Hausfrau die Frage heran, ob dieser oder jener Stoff gewählt werden soll, und zur Entscheidung hierüber handelt es sich nächst der Haltbarkeit bei gefärbten Stoffen um die Frage der Lichtdichtigkeit und der Wasserdichtigkeit. Beides läßt sich durch ein einfaches Experiment unschwer entscheiden. Man nimmt drei völlig gleiche Proben des Stoffes und bewahrt die eine unter Lichtabschluß auf. Die zweite legt man mehrere Tage hindurch auf ein der Mittagssonne am meisten ausgelegtes unbeschattetes Fensterbrett und zwar auf eine weiße Unterlage. Die dritte Probe endlich wird in Seifenwasser mehreremal ausgekocht. Wenn die belichtete Probe nach mehreren Tagen intensiven Sonnenscheins und die gekochte Probe nach dem Trocknen und Plätten sich in nichts von dem ursprünglichen Stoffe unterscheiden, haben sie ihre Prüfung glänzend bestanden. Andernfalls lassen sich je nach dem Grade der eingetretenen Veränderungen maßgebende Schlüsse für die Wertbemessung des Stoffes ziehen.

Gute Vergoldung auf Glas. Glasgegenstände edel zu vergolden, ist nicht so schwer, wie man meinen sollte; es kann nach folgender Vorschrift leicht von jedermann ausgeführt werden. Man befreit die zu vergoldenden Stellen dünn mit einer geätzigten Lösung von Borax in Wasser, belegt die beizureichenden Flächen dann sogleich mit Blattgold, wie solches im Handel käuflich ist, und drückt dieses mit Baumwolle gut und gleichmäßig an. Darauf wird der Glasgegenstand über einer Spiritus- oder Gasflamme erwärmt, bis der Borax schmilzt. Beim Erkalten wird dann das Blattgold durch den Borax fest mit dem Glas verbunden. Will man Glas mit echtgoldenen Buchstaben oder Zeichnungen verzieren, so überstreicht man die zu vergoldende Stelle mit Wasserlöslich und belegt sie mit Blattgold, wie oben beschrieben. Nach dem Abdrücken des letzteren mit Watte wird der Gegenstand auf nur dreißig Grad erwärmt, also nicht so stark wie bei der Verwendung von Borax. Hierauf werden die Buchstaben oder Figuren mit Bleistift ausgezeichnet und alles überstehende Gold wieder wegradiert. Zum Schluß wird der Gegenstand bei höherer Temperatur vollends getrocknet.

Visitantoilette.

Hierzu Titelbild Seite 13.

Unser heutiges Titelbild stellt eine höchst elegante, durch Eigenart und Kleidsamkeit sich auszeichnende Toilette aus faszinierendem Sammet dar, die mit einer apart anzulegenden Passe nebst Ärmel aus Sammet in abstechender Farbe gearbeitet ist. Der Rock hat vorn, einen schmalen Borderteil abgrenzend, reiche Stickerei aus schwarzen, stahlfarbenen und grünen Pailletten. Die mit rundem Ausschnitt und ganz schmalen Ähseln gearbeitete, lagartig mit Stickerei gezielte Blusentaille umschließt eine ziemlich tief hinabreichende, vorn und hinten gestickte Passe mit Stehfragen und langen, gekräuselten und bestickten, am Handgelenk mit Spigenkrausen verzierten Ärmeln. Ein dicht bestickter, schneppenartig geformter Gürtel umspannt die Taille. — Der stotte, seitlich hoch aufgeschlagene hellgraue Filzhut ist sehr reich mit Straußfedern und unterhalb der Krempe mit einer weißen Bandrossette garniert.

Bezugsquelle: Paris, Mme. Lacombe, 84 rue du Faubourg St. Honoré.



J. Mandy in Bukarest phot.

Elisabeth Königin von Rumänien.

Gesellschaft und Salon.

Nachdruck verboten.

Königin Elisabeth von Rumänien, die seit langer Zeit nicht bloß bei uns, sondern in der ganzen gestitteten Welt zu den populärsten Fürstinnen gehört, ist vor kurzem von der Universität in Budapest zum Ehrendoktor ernannt worden. Sie erhielt diese Auszeichnung in Anerkennung ihrer stimmungsvollen Dichtungen, durch die sie sich unter dem Verfasseramen „Carmen Sylva“ in der zeitgenössischen Litteratur ruhmvoll bekannt gemacht hat. „Carmen Sylva, Dichterin von Gottes Gnaden“ (poète par la grâce de Dieu), „Elisabeth, Königin durch den Willen der Menschen“ (reine par la volonté des hommes), so hat sie kürzlich in einer Unterschrift ihre ganze Persönlichkeit in zutreffender Weise selbst charakterisiert. Deshalb die königliche Dichterin gerade das Pseudonym „Carmen Sylva“ gewählt hat, erklärt sie in den Eingangsstrophen ihres Werkes „Meine Ruh“, in dem es heißt:

„Carmen, das Lied, und Sylva, der Wald —
 Von selbst gesungen das Waldlied schallt,
 Und wenn ich im Wald geboren wär',
 Dann säng' ich die Lieder schon längst nicht mehr.
 Den Vögeln hab' ich sie abgelauscht,
 Der Wald hat alles mir zugeräuscht,
 Von Herzen that ich den Schlag dazu —
 Mich singen der Wald und das Lied zur Ruh.“

Königin Elisabeth ist am 29. Dezember 1843 als Tochter des

von gleichfarbiger Seidengaze abschließt. Die kleidsame, ausgeschnittene Taille aus lila Taffet ist ganz und gar mit gleichfarbiger, in Köpschen gezogener Gaze überdeckt und am Ausschnitt von einem plissierten Gazekräuschen begrenzt. An beiden Seiten schmücken die Taille Bretellen von schöner, gelblicher, mit Chenille bestickter Vollenpitze (einer großen Neuheit!), die mit einem schmalen Zobelpelzstreifen umrandet und über die Ähseln nach hinten geführt sind, wo sie am Tailenabluß spitz zusammen-treten. Vorn schließen die Bretellen, wie die Abb. zeigt, mit kleinen Zobelpelzstreifen ab, die sich über den Gürtel aus lila Sammet legen. Die kurzen Puffärmel aus Seidengaze sind mit Schleifen von lila Sammetband geschmückt.

Sehr schön und kostbar ist der zierliche Spigenfächer, dessen mattschimmerndes Perlmuttergefell eine Bekleidung von echter, mit Blütenranken verhehener Brüsseler Spitze hat.

Durch besonders gefällige Form und geschmackvolle Zusammenstellung zeichnet sich der mit dunklem Schildpattgefell gearbeitete Federfächer aus, dessen Bekleidung teils, wie die Abbildung deutlich erkennen läßt, aus schönen, bunt schillernden Fasanenfedern, teils aus zarten, weißen Straußfedern besteht. Den Griff schmückt eine Schleife von weißem Rippsband.

Zur Aufnahme eines kleinen Fächers dient die 25 Cent. lange Tasche aus weißem Atlas, die mit einem in Gold und zarten Farben gemalten Kokosbildchen und starker, weißer Seidenschmuck verziert ist.

Einen allerliebsten Schmuck für ausgeschnittene Taillen bildet das Gewinde von Heckenrosen mit kleinen Knospen und frischgrünem Laub, zu welchem auch passende, zierliche Sträußchen für den Rock oder das Haar vorrätig sind. Ganz reizend und sehr kleidsam ist endlich das Theaterhütchen, das auf der mit schwarzem Sammet eingefassten Grundform von rosa Taffet ganz und gar mit kurzen Schlingen von breitem, rosa Atlasband überdeckt ist. Eine eigenartige und wirkungsvolle Verzierung bilden die zwischen den Schlingen angebrachten, mit schwarzer Seide umponnenen, feinen Drahtgitter, an denen schwarze Sammetblättchen befestigt sind.

Die volle Halsrüsche besteht aus einem etwa 38 Cent. weiten Stehfragen von 12 Cent. breitem, zur Hälfte zusammengelegtem, elfenbeinfarbenem Atlasband, auf dem hinten in der Mitte eine große Schleife angebracht ist, zu deren beiden Seiten außerdem Schlingen und Enden von gleichem Band festgenäht sind. In der hintern Schleife und vorn vor den Schlingen ruhen volle, innen gelbliche, außen zart grün getönte Mohnblumen. Unter diesen sind vorn lange Bandenden befestigt, die nach Belieben in eine Schleife gebunden werden können.

Bezugsquellen für die Toilette, den Federfächer, die Fächer Tasche, Blumen, den Hut und die Halsrüsche: Berlin, Hermann Gerson; für den Spigenfächer: Kath. Paul, Jerusalemstr. 43.



Allerlei Toilettenneuheiten für den Januar.

Fürsten Hermann von Wied und der Prinzessin Marie von Nassau am Ufer des herrlichsten deutschen Stroms geboren. Seit dem 15. November 1869 ist sie mit dem rumänischen König Karl I., Sohn des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern, vermählt. Mit großer Liebe aber hängt sie noch heute an dem schönen Heimatlande, dessen Reize sie in dem Buche „Mein Rhein“ in so tiefempfundenen Versen besungen hat.

Allerlei Toilettenneuheiten für den Januar, die ihrer reizvollen, hübschen Ausführung wegen Beachtung verdienen, zeigt die untenstehende Gruppe. Außerordentlich fein und harmonisch wirkt die Balltoilette, deren leicht schleppender Rock aus gemusterter, mattlila Seide vorn am untern Rande mit einer Rüsche

Kunstarbeiten.

Nachdruck verboten.

Blumenbase aus einer durchschnittenen Flasche, mit Modellierarbeit. Wenn die Idee, den untern Teil einfacher Glasflaschen zu Blumenbasen u. dergl. umzuwandeln, auch schon ziemlich verbraucht ist, so tritt sie uns doch hier in so hübscher, ansprechender Form entgegen, daß sie wohl Beachtung verdient. Die Flasche — eine gewöhnliche weiße, mit einem in Benzin getauchten Wollfaden durchschnittenen Weinflasche — ist innen mit rotbrauner Oelfarbe in dem Ton des Bunzlauer Gefirns überpinselt, und außen mit zierlichen, über den Flaschenrand greifenden Blätterranken und Beerenbüscheln verziert, die aus einer kittartigen Knetmasse geformt und dann teilweise leicht bronziert sind. Die Knetmasse ist in derselben Weise, wie die in Nr. 6 des vor. Jahrgangs zu der Majolika-Imitation beschriebene, zuzubereiten; nur mit dem Unterschiede, daß hier beim Kneten der Masse Ocker hinzugefügt wird, wodurch man eine thonartige Färbung erzielt. Das Befestigen der Zweige geschieht ohne Leim, nur durch das feste Aufdrücken einzelner Teile auf das Glas, doch bedarf es dann noch einiger Zeit, bis das Auftragen der Bronze geschehen kann; die Masse muß dazu erst völlig hart sein.

Gestein-Imitation. Auf originelle, höchst einfache Art läßt sich mit Moos und Oelfarben, auch von ganz des Malens unfähigen Händen, eine hübsche Imitation alten Gesteins, buntfleckigen Marmors, Onyx u. dergl. herstellen.



Blumenbase mit Modellierarbeit.

Die Arbeit geht bei einiger Übung sehr schnell und eignet sich namentlich für Tischplatten, als Einlage für Schränkchen, zu Handschuhkasten, Tablett, die mit einem schmalen Holzrand und mit Spizen versehen sind, u. s. w. Beim Spaziergang im Freien sammelt man das an alten Baumstämmen, z. B. an Birken, Kiefern und Tannen haftende, feine, graugrüne Moos, das man besonders im Riesengebirge in unzähligen Mengen findet (unter dem Namen „Nüßelbartsbart“ dort bekannt und zu beziehen), breitet es sorgfältig auseinander, preßt es und pinselt es dann in rötlichen und gelben Tönen an. Ist die Farbe vollkommen trocken, so klebt man das Moos, indem man zum Teil auch ungefärbtes hinzunimmt, auf einer Glasplatte mit Fischleim fest und setzt dann mit einem runden Vorstempelspindel zuerst für die dunklen Stellen des Steines fest-

weise, jedoch nicht zu dicht, verschiedene Farben auf. Am besten passen Ocker, Zinnober, Asphalt, Ultramarin u. s. w., doch verwendet man natürlich, je nach der Steinart, die imitiert werden soll, mehr oder weniger von der einen oder der andern Farbe. Hierauf taucht man den Pinsel in Zink- oder Kremerweiß und dreht ihn auf der Glasplatte zwischen den Farben und den Moosen leicht hin und her, wodurch die Farben ineinander verschwimmen, und in Verbindung mit den Moosen die Musterung des Steines fast von selbst entstehen lassen. Dicht um die Moose herum, setzt man den Pinsel recht scharf auf die Glasplatte, sodas die Farben zwischen die einzelnen Fäserchen des Moores nur leicht hineinspritzen.

Will man die Wirkung noch vergrößern, so kratzt man die Farben, wenn sie ganz trocken geworden sind, stellenweise in Form einzelner Aederchen mit einem spitzen Messer fort und zieht sie dann mit einem feinen Pinsel, entweder in beliebig dunklerem Farbenton oder auch mit Gold- und Kupferbronze nach; zuletzt wird die Arbeit mit der Farbenseite auf einer weißen Holzplatte befestigt.



Gestein-Imitation.

Abonnements

auf den „Bazar“ werden jederzeit von allen Postanstalten und Buchhandlungen zum Preise von **2 1/2 Mark vierteljährlich** (in Oesterreich-Ungarn fl. 1,50 ohne Stempel) angenommen.

Neu hinzutretende Abonnenten erhalten die im laufenden Quartale bereits erschienenen Nummern zu jeder Zeit nachgeliefert, sowohl durch die Postanstalten, als auch durch jede Buchhandlung.

Administration des „Bazar“.

Alle für den „Bazar“ bestimmten Briefe, Manuskripte, Zeichnungen und Bücher sind, ohne Beifügung eines Namens, zu adressieren: An die Redaktion des „Bazar“, Berlin SW., Charlottenstraße 11. f

Verlag der Bazar-Aktien-Gesellschaft (Direktor L. Ullstein) in Berlin SW., Charlottenstr. 11. — Verantwortlicher Redakteur: Gustav Dahms, Berlin. — Druck von B. G. Teubner in Leipzig. — Abonnementspreis pro Jahr 10 Mark.



1. Breitgestreifte, einfarbige Tapete mit Lilienfries.



2. Tapetenfries mit Segelboot nach einer Zeichnung von Walter Crane.



3. Breitgestreifte, einfarbige Tapete. Fries mit Rosenhängen.

Neue Tapeten.

Nachdruck verboten.

Der Beweis eines künstlerischen Empfindens liegt nicht etwa in der Anhäufung von Kunstgegenständen in der Wohnung, mag auch jedes Stück noch so nützlich und schön sein, sondern in der harmonischen Wirkung der gesamten Einrichtung. In dieser Beziehung sind die Engländer uns voraus, weil ihre großen Künstler es nicht verschmäht haben, sich dem Kunstgewerbe zu widmen und selbst die einfachsten und alltäglichsten Gegenstände nicht nur äußerlich zu verschönern, sondern nach einer künstlerischen Idee neu zu gestalten. Besonders war es Walter Crane, der dem englischen Kunstgewerbe Ziel und Richtung gab.

Dieser Künstler, der sich übrigens mit Stolz einen Schüler Dürers nennt und uns vielleicht deshalb besonders sympathisch erscheint, weil ein Zug germanischen Geistes alle seine Schöpfungen durchweht, wandte sich mit größtem Erfolge der Wandbekleidung zu, die ja in jedem Zimmer den Grundton für den Stimmungseffekt bildet und die Möbelausrichtung erst zur rechten Geltung und Wirkung kommen läßt.

Freilich sind die echt englischen Tapeten, den dortigen, von den unsrigen abweichenden Verhältnissen gemäß, aus andern Bedürfnissen heraus geschaffen, als sie sich bei uns zumeist geltend machen. Deshalb sucht die deutsche Tapetenindustrie jetzt mit großem Geschick und Erfolg die im englischen Kunstgewerbe gesammelten Erfahrungen dem deutschen Geschmack und Bedürfnis anzupassen. Viele englische Tapeten würden auch nicht immer der architektonischen Anlage unsrer Wohnungen entsprechen; denn die englischen Zimmer sind meist kleiner und durchschnittlich auch niedriger als die deutschen.

Die Wandflächen werden in England nicht, wie bei uns, vom Fußboden bis zu der mehr oder minder reich verzierten Decke mit der gleichen Tapete bekleidet, sondern unmittelbar unter der fast immer einfach weiß gehaltenen Decke mit breiten Tapetenfriesen versehen, die sowohl in Zeichnung wie in Farbentönung nach unten hin kräftiger wirken, während sie sich nach oben hin auflichten, um so einen allmählichen Uebergang zu dem Weiß der Decke zu bilden. Der untere Teil der Wand erhält in England meist hohe Paneele. Auch der Anstrich der Türen und Fenster ist in England anders als bei uns; man streicht sie entweder übereinstimmend mit der Farbe der Tapete oder läßt sie vollständig in Naturfarbe und lasiert sie nur, sobald die Holzart erkennbar bleibt.

Die eigentliche Tapete kommt bei diesem Wandteilungsprinzip nur in verhältnismäßig kleinen Flächen zur Anwendung und wirkt trotz ihrer großen, ausdrucksvollen Musterung doch nicht so aufdringlich und ermüdend, wie es in unsern deutschen Wohnungen der Fall sein würde, wo allgemein die ganzen Wandflächen von oben bis unten mit Tapete bekleidet werden.

Die beigegebenen fünf Abbildungen veranschaulichen einige besonders hübsche englische Tapeten, die mit Beobachtung gewisser Bedingungen auch dem deutschen Geschmack sehr zujagen werden.

Die in der mittleren Abbildung (Nr. 2) dargestellte Tapete mit Fries ist von Walter Crane entworfen. Sie hat ein ganz zart ange deutetes Streifenmuster, das lediglich dazu dient, die immerhin etwas sichtbar werdenden Nähte beim Aufleben der Tapete zu verdecken. Sehr prächtig wirkt dazu der etwa einen halben Meter hohe Fries mit Segelboot, dessen unterer Teil ein bewegtes blaugrünes Wasser darstellt, auf welchem, von fliegenden Möwen umkreist, ein Nachen mit geblähten Segeln dahinfährt. Den Horizont begrenzen leichte Wolken, und nach oben hin lichtet sich der Fries zu hellem Weiß auf. Trotz der perspektivischen Darstellung ist die Zeichnung in diesem Fries, wie dies bei allen derartigen Arbeiten Walter Cranes der Fall ist, der Wandfläche wohl angepaßt. Die Frieszeichnung will sich nicht zum Range eines selbständigen Kunstwerkes erheben, sondern den notwendigen, harmonischen Abschluß der ganzen Wandbekleidung bilden. In England wird auch die Tapete vielfach mit demselben Segelbootmotiv gewählt wie der Fries, der alsdann nur eine Fortsetzung der Tapete darstellt. Die Wirkung ist in diesem Falle aber für unsern Geschmack viel zu unruhig und ungewohnt. Die deutsche Zusammenstellung des flotten Frieses mit einer ruhigen, einfarbigen Tapete ist entschieden vorzuziehen.

Abb. Nr. 1 zeigt eine breitgestreifte, einfarbige Tapete, zu der ein prachtvoll wirkender Fries mit großen, durchaus natur-

getreu gezeichneten Lilien auf lichtgrün schattiertem Grunde gehört. Die Tapete ist in den verschiedensten Farben vorrätig und besonders in gelbrötlichem Tone sehr wirkungsvoll.

Ebenso apart und künstlerisch ist der in Abb. Nr. 3 dargestellte Fries mit Rosenhängen. Zu den naturalistisch ausgeführten, von flatternden Schleifen gehaltenen Blumen gewinden ist eine gleichfalls mit breiten, abwechselnd matten und glänzenden Streifen durchzogene Tapete gewählt, die besonders in Graugrün sehr diskret und vornehm wirkt. Auch zu diesem Fries würde sich eine verzierte Decke nicht eignen, da er bereits einen vollständigen Abschluß der Wanddekoration bildet.

Nicht minder geschmackvoll ist die lachsfarbene, mit zart stilisierten, blaugrünen Mohnblumen durchzogene Tapete in Abb. Nr. 4. Der breite Fries hierzu zeigt in reizvoller Linienführung aus dem Boden herauswachsende Bäume mit Blumenranken.

Abb. Nr. 5 zeigt eine sehr schöne Tapete mit fein gezeichneten Nelken und Narzissen, die sich in graziöser Anordnung auf dem mäßig breiten Fries wiederholen.

Den gleichen künstlerischen Anforderungen entsprechen die neuesten deutschen Tapetenfabrikate, wie denn das deutsche Kunstgewerbe nach jeder Richtung hin zur Zeit einen großen Aufschwung nimmt. Das Pflanzenreich bietet auch hier die mannigfaltigsten und beliebtesten Tapetenmuster. Selbstverständlich ist, daß diese Neuheiten in Tapeten, den verschiedenen Farben und Musterungen entsprechend, den besonderen Zwecken der verschiedenartigen Räume angepaßt werden müssen.

So eignet sich z. B. für ein Speisezimmer eine in Gobelinmanier gedruckte neue Tapete, für welche Narzissen und Alpenveilchen in wirkungsvoller Weise verwendet sind. Für einen Salon paßt dagegen ganz vorzüglich eine Tapete mit großen, gelblichen Lilien auf Goldgrund oder eine neue, wunderschöne Tapete, die auf hellem, rötlich braunem Grunde Schwertlinien, Maiglöckchen und Schmetterlinge in lichterer Tönung und in Goldmusterung zeigt. Für ein Boudoir bestimmt ist eine Tapete mit matterosa Grund und großen Liliensträußen, die von zarten, gelblichen Schleifen zusammengehalten werden. Für ein Schlafzimmer eignet sich vortrefflich eine prächtige, graugrüne Tapete mit Mohnblumenmusterung und breitem Fries, über den sich ein Geranke mit großen, gelben Mohnblumen mit grünem Blattwerk zieht.

Der Durchschnittspreis dieser neuen Tapeten beträgt 1,25 bis 3,50 Mark für die Rolle, die eine Länge von acht Metern hat und für gewöhnlich einen halben Meter breit ist. Das wird manchem Deutschen, besonders dem wenig seßhaften Städter, vielleicht etwas teuer erscheinen. Wenn man aber bedenkt, daß man für die zwanzig oder höchstens dreißig Mark, die das Tapezieren eines Zimmers mehr kostet, ein um so viel behaglicheres und schöneres Heim gewinnt, so wird die Ausgabe nicht zu hoch erscheinen. Allein ein nebelgrauer Regentag vermag schon unsre Stimmung erheblich zu beeinflussen; um wie viel mehr müßte dies der jahraus, jahrein ertragene Anblick einer geschmacklosen Tapete thun, wenn unser



4. Tapete mit Mohnblumen. Baumfries mit Blumenranken.



5. Tapete und Fries mit stilisierten Nelken und Narzissen.

Schönheitsforn nicht leider mit der Zeit dagegen abgestumpft wäre.

Zum Schluß seien noch zwei besondere Neuheiten in unrer Tapetenfabrikation erwähnt. Zuerst die für elegante Zimmer (Salons und Boudoirs) bestimmten, in Naturfarben bemalten Leinenstoffe, die durch ihre eigenartige und künstlerische Behandlung wie herrliche Veloursstoffe wirken. Sodann die prächtigen, in Hochrelief ausgeführten Ledertapeten mit reicher Goldmusterung, die allerdings entsprechend teuer sind (von neun Mark für die Rolle aufwärts) und für prunkvolle Speise- und Herrenzimmer verwendet werden.

Bezugsquelle für die neuen englischen und deutschen Tapeten: Franz Lief und Heider in Berlin (W. Leipzigerstr. 136).

Pariser Toiletten.

(Hierzu Fig. 1 und 2.)

Für Reunions u. s. w. ist die Toilette aus rosa und silbergrau schillernder Popeline in Fig. 1 bestimmt. Den mäßig weiten Rock umgibt eine Garnitur aus bogenförmig aufgesetzten Gazekräuschen. Sehr elegant wirkt die Taille durch die Stickerei aus Stahlperlen und Seide, welche die Border- und Rückenteile ziert. Die ausgechnittene Blusentaille ist mit einer Passe versehen, die sich vorn feilförmig bis zum Gürtel verlängert und aus Gazekräuschen und Gürtelinsätzen besteht. Die langen Gazearmel sind in Querspalten gezogen und enden mit runden, kräuschenbesetzten Manschetten. Auch die Konturen der Taille sind einschließlich der Epauletten mit Gazekräuschen besetzt. Von dem schwarzen, mit Schleife und Stahlschnalle geschlossenen Sammetgürtel zieht sich ein gleiches Band bis zum obern Tailenrand, um hier mit einer Schleife und einem Stahlmotiv zu enden. Den aus Einsatz angefertigten Stehkragen begrenzen zwei Sammetrollen und eine Spitzenfrüur.

Sehr hübsch ist die für junge Mädchen passende Toilette in Fig. 2, deren Rock und Ärmel aus schottischem Wollstoff gearbeitet sind, während die russische Blusentaille aus dunkelfarbigem Sammet besteht. Den glatten Rock umgibt achtmal Mohairtresse, mit der auch die durch kleine Puffen gezierten Ärmel am Handgelenk besetzt sind. Die mit Schößchen gearbeitete, mit Pelz garnierte Blusentaille ist vorn geschlossen und öffnet sich oben über einem schmalen Einsatz aus plüschierter, cremefarbener Chinaeide mit gleichem, faltigem Stehkragen; über den Einsatz legen sich zierliche Brandenburgschüre. Der Ausschnitt der Taille ist, ebenso wie die krausen Sammetepauletten, mit Pelz besetzt. Ein dunkler, glänzender Ledergürtel mit eleganter Schnalle hält die Bluse zusammen.

Bezugsquellen: Paris, Maison Coussinet, 43 rue Richer; Fig. 1; Maison Gradoz-Angenault, 67 rue de Provence; Fig. 2.

Auch ein Liebesdienst.

Novellette von U. Kjerrmann.

Nachdruck verboten.

Auf der Eisbahn draußen auf dem See tummelte sich eine Menge froher, junger Menschen und amüsierte sich mit Schlittschuhlaufen. Das war ein Leben und ein Schwagen und ein Geschrei von Mädchenstimmen, wenn einmal einer hinfiel! Und dazwischen schallte ein kräftiges, männliches „Aufgepaßt!“ weit hinaus.

Am Ufer standen die Anstandsdamen, die beiden guten Tanten, die es übernommen hatten, aufzupassen, daß bei diesem Eisfest alles anständig zugeht. Wenn sie zu sehr froren, gingen sie in das nahegelegene Restaurant, nippten an ihrem Glühwein und halfen bei den Vorbereitungen zum Souper. Doch das geschah nicht allzu oft. Den größten Teil des Nachmittags hielten sie heldenmütig draußen in der Kälte bei den jungen Leuten aus.

Frau Held, eine große, stattliche Frau, hatte besonders ihre beiden Töchter zu überwachen; denn diese gehörten zu den jungen Damen, die am lautesten schrien und am meisten lachten. Frau Zerbst dagegen, eine kleine, wohlbeleibte Dame, hatte keine besondere Aufgabe. Sie war für das allgemeine Beste da, weil sie es verstand, eine gute Wirtin zu sein und alles so nett einrichten und so gemütlich machen konnte, und außerdem, weil sie die Tante eines der einladenden Kavaliere war, des Kandidaten Hugo Stürmer. Dieser studierte Medizin und war ein hoffnungsvoller, ernster, junger Mann, der sich übers Jahr wohl schon als Arzt niederlassen würde.

„Ob sich nicht zwischen dem Kandidaten und dem kleinen Fräulein Bertha dort etwas anspinn?“ flüsterte Frau Held verstohlen und bezeichnete mit bedeutsamen Nicken das schlittschuhlaufende Paar.

Die Angeredete folgte mit den Augen ihrem Neffen und seiner Dame. Die andern jungen Mädchen übten sich allein in der eleganten Art des Holländers. Aber Hugos Dame, mit der er nun schon den ganzen Nachmittag gelaufen war, machte nicht einmal einen Verjuch dieser Art. Sie lief ruhig stundenlang an seiner Seite und blickte mit lebhaften Augen unter hellem, weichem Lockenhaar umher, als ob sie sagen wollte: „Ja, guckt nur, daraus mache ich mir nichts.“

Sie gefiel der Frau Zerbst nicht recht; sie war ein kleines, rundes, selbstbewußtes Ding, das etwas von einer Wildkage an sich hatte. Sie sah aus, als ob sie alles, was ihr zusagte, mit Beschlag belegen und mit Krallen und Zähnen festhalten würde. Es schien wirklich, als ob sie sich vorgenommen hätte, Hugo nicht eine Sekunde loszulassen. Frau Zerbst war schon mehr als einmal ordentlich traurig dar-



Fig. 1.



Fig. 2.

über gewesen, daß ihr Neffe sich bei Fräulein Berthas Mutter in Pension gegeben. Sie hatte schon recht viel über diese Bertha Müller klatschen hören, ein bißchen auch darüber, daß es für Hugo dort am Ende gefährlich werden könnte.

„Hm,“ gab sie ein wenig kurz als Antwort zurück, „das kann ich mir nicht denken.“

Ja, ja, auch Frau Held hatte es erst nicht glauben wollen, als sie Verschiedentliches, nicht gerade Gutes von der jungen Dame in Erfahrung brachte. Sie führte mehrere Beispiele an, wie kokett und eitel sie sei, wie sie sich den Hof machen lasse, und schwatzte der guten Frau Zerbst die Ohren so voll, daß dieser der Kopf ganz heiß wurde und sie beschloß, ihren lieben Neffen Hugo doch ernstlich vor diesem schrecklichen Wesen zu warnen.

Den ganzen Nachmittag beobachtete sie Bertha, und immer weniger gefiel sie ihr. Und als das Fest endlich zu Ende war und die Gesellschaft die Stadt erreicht hatte, wo man sich trennen mußte, mußte sie es so einzurichten, daß Fräulein Müller von einem andern Herrn heimgeleitet wurde und sie selbst Hugo in Anspruch nehmen konnte, um in diskreter Weise auf ihn einzuwirken.

Nachdem sie sich erkundigt, wie es ihm in seiner Pension ging, und erfahren hatte, daß er sich dort sehr wohl fühle, meinte sie, er müsse auf jeden Fall umziehen.

„Warum denn, wenn es mir doch da gefällt?“ fragte der Kandidat etwas verwundert und sah mit feinen phlegmatischen, blauen Augen die Tante an.

„Darum, weil ich eine andre Stelle weiß, die viel besser ist.“

„Aber wenn du hörst, daß mir diese gefällt?“

„Gefallen, ja, lieber Hugo — aber es ist nicht gesagt, daß es einem immer gut und zuträglich ist, gerade dort zu sein, wo es einem gefällt.“

„Nicht gut?“

„Ja, ja, Hugochen, es giebt viele Gefahren für anständige, junge Leute, wie du es bist,“ sagte Frau Zerbst mit bedeutungsvoller Miene.

Wäre der Kandidat nun wie andre leichtsinnige, junge Männer gewesen, so hätte er wohl ein schallendes Gelächter angeschlagen und seine vorbedächtige, liebe Tante ein bißchen zum Narren gehalten. Aber Hugo Stürmer war nachdenklicher und ernster Natur und überlegte immer, ob nicht etwas daran sei an dem, was die Leute sagten. Darum lachte er nicht, sondern sann eine Weile nach.

„Was für Gefahren könnten denn das bei Müllers sein?“ fragte er schließlich.

„Fräulein Bertha!“ erwiderte die Tante.

„Ah!“ sagte Hugo.

Er fuhr nicht auf, was ein Verliebter unwillkürlich gethan hätte, überhäufte die Tante auch nicht mit heftigen Beschuldigungen, er kam nur mit diesem kleinen, gutmütigen „ah“. Ermuntert fuhr darum die Tante fort, ihre Mission zu erfüllen und erzählte alles, was sie von dem kleinen Fräulein Müller wußte. Sie wäre kokett, sie wäre ungebildet, sie hätte ein unangenehmes, dreistes Wesen, die Leute redeten nicht gut über sie — er sollte sich ja vor ihr hüten!

Inzwischen hatte der Kandidat mit seinem Nachsinnen herausgegrübelt, daß seine Würde auf keine Weise bedroht werden könnte, und darum richtete er sich so gerade auf, wie seine etwas gebeugte und ungelente Figur zuließ.

Was Fräulein Müller betraf, erklärte er, so wußte er durchaus nicht, ob an dem Geschwätz ein Körnchen Wahrheit sei oder nicht. So genau hätte er sie nicht beobachtet. Wenn aber die Tante dachte, daß er dort ins Garn gegangen sei, was sie zu glauben scheine, so stimme das mit den wirklichen Verhältnissen nicht überein. Man könnte doch wohl täglich ein paar Worte mit einem Mädchen sprechen, ohne gerade entzückt und verliebt zu sein.

Die Antwort verfehlte ihre beruhigende Wirkung auf die Tante nicht, aber ganz war diese doch noch nicht von ihrer Unruhe befreit. Wenn es mit ihm auch weniger schlimm stand, als sie gefürchtet hatte, so wußte man doch nie, wozu so ein listiger Kobold, wie dieses Mädchen, ihn treiben könnte, falls es niemand hinderte. Und Frau Zerbst war Diplomatin. Darum hängte sie sich ein bißchen fester als vorher an ihres Neffen Arm und sah ihm weich ins Gesicht.

„Aber sie, Hugo? Wenn du dich auch deinerseits sicher fühlst, so kannst du doch ihrer nicht so sicher sein! Vielleicht ist es eigentlich gerade für sie gefährlich. Nach dem zu urteilen, was ich heute abend gesehen, sah es fast so aus. Und wenn auch nur ihretwegen — ich finde, du müßtest ausziehen. Es ist ja schade um sie.“

Das war kein dummes Argument. Der Kandidat senkte den Kopf und dachte nach. Gab es denn irgend einen Anlaß, aus dem man entnehmen könnte, daß sie in ihn verliebt sei? Vielleicht.

Er war entschieden nicht zum Gesellschaftsleben veranlagt. War er einmal in Gesellschaft draußen und ging mit Damen, so blieb er am liebsten zurück und trug ihre Mäntel. Mußte er mit ihnen sprechen, so wurde immer ein ernsthaftes Gespräch über Gesundheitslehre oder über ein andres gewichtiges Thema daraus. Aber mit Fräulein Bertha war das ganz anders gewesen. Sie hatte ihn aufgerüttelt und ihm weltlichere Gedanken beigebracht — sie

mochte gern über Gefühle plaudern, sie hatte ihn bewegen können, zu tanzen, und zu guter Letzt war sie diejenige gewesen, die diese Schlittschuhpartie aufs Tapet gebracht hatte.

„Sm,“ sagte er, „in solchem Falle —“ „In solchem Falle ist es schon das Beste, das arme Mädchen nicht auf eine zu harte Probe zu stellen. Laß mich eine andre Pension für dich besorgen. Ich weiß eine prächtige Familie —“

Und je mehr sie für das Mädchen eintrat, um so weicher wurde dem Kandidaten ums Herz. Er wollte das arme Mädchen nicht unglücklich machen. Sie sollte sich nicht feinetwegen zu Tode grämen. Lieber wollte er sich der kleinen Unannehmlichkeit aussetzen und umziehen! Und als sie Frau Zerbst's Hausthür erreicht hatten, war es mit Hand und Mund abgemacht, daß er am nächsten Morgen seine Wirtin von seinem Fortziehen unterrichten würde.

Was Hugo Stürmer versprach, das hielt er auch. Am nächsten Morgen nach dem Kaffee ging er hinein zu Frau Müller und kündigte sein Zimmer.

Das wirkte wie ein Donner Schlag. Die arme Frau war so bestürzt, daß sie sich am Tische festhalten mußte. Sie schien geglaubt zu haben, Hugo würde für ewige Zeiten bei ihr bleiben. Sie hatte ihn während der Monate, die er bei ihr wohnte, wie ein eigenes Kind lieb gewonnen und wollte durchaus wissen, was ihm hier bei ihr mißfalle; denn daß er aus einem andern Grunde ausziehen könnte, davon wollte sie garnichts hören. Es war wahrlich nicht leicht für den Kandidaten, diesem Verhör zu entgehen.

Aber es kam noch schlimmer. Mit rotgeweinten Augen sah Fräulein Bertha beim Mittagessen und sprach kein Wort. Sie dankte kaum, wenn ihr eine Schüssel angeboten wurde und aß fast garnichts.

Hugo wagte nicht, sie anzusehen, er wußte ja, daß sie feinetwegen litt, und seine ritterliche Natur empörte sich dagegen, einem schwachen, weiblichen Wesen so viel Schmerz zufügen zu müssen.

Um sie nicht noch länger zu quälen, verließ er sofort nach dem Mittagessen das Zimmer, um sein eigenes aufzusuchen. Doch als er eben die Hand auf die Thürklinke legte, schoß aus der dunkelsten Ecke des Vorzimmers eine Gestalt

hervor — und Fräulein Bertha stand neben ihm. Sie war durch den Salon gelaufen und ihm so zuvorgekommen.

„Ich muß mit Ihnen sprechen,“ sagte sie in leisem, schluchzendem Tone und zog ihn mit sich in ein kleines Zimmer hinein, das zufällig leer war.

Dort begann das zweite Verhör. Ebenso wie ihre Mutter wollte sie wissen, was ihm bei ihnen mißfalle, damit sie wüßten, was er denn eigentlich auszuführen habe.

Und der Kandidat lehnte sich an den Kachelofen und log, so gut er konnte, sprach von seiner Tante, die sehr schwächlich sei und ihn mehr in ihrer Nähe haben wolle und Mehliches. Aber es ging schlecht, denn er war solche Gedankenübungen nicht gerade gewohnt, und da Fräulein Bertha sehr scharfe Augen hatte, durchschaute sie ihn bald.

„Sagen Sie nichts mehr,“ sagte sie. „Ich verstehe — ich verstehe... Sie wollen fort, weil Sie gesehen haben...“

Und sie warf sich aufs Sofa und vergrub das Gesicht in die Kissen und schluchzte, daß der ganze kleine, runde Körper bebte.

Wenn der Kandidat nun ein verständiger Mann gewesen wäre, so würde er jetzt seines Wegs gegangen sein. Und vor allem hätte er geschwiegen. Aber statt dessen that er das Dummste, was er thun konnte: er fragte etwas, was er sich recht gut selbst hätte beantworten können.

„Was habe ich gesehen?“ Das hieß ja mit offenen Augen ins Verderben rennen. Das hieß, das Schicksal herausfordern.

Und wirklich, sogleich richtete sich Fräulein Bertha auf und sah ihn mit einem langen, seltsamen Blicke an.

„Daß ich Sie gern habe —“ stieß sie hervor und tauchte wieder unter, um ihr Gesicht zu verbergen.

Nun hätte er gleichfalls noch gehen können, aber auch diesmal verpaßte er die Gelegenheit, und gleich darauf sah die blonde, kleine Dame mit zerzaustem Haar und verweinten Augen wieder aufrecht im Sofa und sah ihn an. Und wunderbar — ein ganzes Meer von Leid lag in den vom Weinen geschwollenen, grauen Augen, die eigentlich wohl häßlich waren und so klein, daß man ihnen niemals den Ausdruck einer so großen Empfindung zugetraut hätte.

Und dieses große Leid, die Rehrseite einer großen Liebe, umfing ihn, den unbedeutenden, stillen Mann, der bisher noch auf keinen Menschen Eindruck gemacht hatte

und der niemals einem Gefühl begegnet war, welches wärmte und brannte. Dieses große Leid verwehte alle Erinnerung an das Böse, das man ihm von ihr gesagt hatte. Es verwandelte und erhöhte ihre ganze Person und lockte und zog ihn, bis er, ohne zu wissen, wie es zugegangen, neben ihr saß und nach einer kleinen, weichen Hand griff und zu trösten versuchte.

Doch die Hand, die er in der seinen hielt, war keine passive, kleine Hand, die sich nur festhalten ließ. Sie konnte auch selbst festhalten, was sie erfaßt hatte, ganz wie Frau Zerbst sehr richtig zu bemerken geglaubt hatte.

Anfangs hielt sie seine Hand fest wie einen rettenden Strohhalm, dann aber manövrierte sie so geschickt, daß sie immer mehr Land gewann und sich zuletzt zu seinem Herzen emporschwingen konnte. Eher ließ sie nicht nach; denn sie war ein energisches, kleines Weib, und was für Fehler sie auch haben mochte, einen Vorzug besaß sie: sie hatte Wärme. Und mit der kommt man weit, wenn man sein Möglichstes thut. Mit der kann man andre erwärmen, sogar den schlechtesten Wärmeleiter, sogar einen ernstgemeinten Mann, der nie gefühlt hat, daß er ein Herz besitzt.

Und so geschah es, daß Kandidat Stürmer und Fräulein Bertha sich zusammen zu ihrer Mutter begaben und ihr erzählten, daß er nicht so bald umzuziehen gedächte.

Inzwischen war es Frau Zerbst gelungen, ihrem Neffen bei einer ausgezeichneten, soliden Familie ein Zimmer zu verschaffen. Aber gerade, als sie alles geordnet und sich eben an den Schreibtisch gesetzt hatte, um ihm diese frohe Botschaft mitzuteilen, kam das Dienstmädchen herein und gab ihr einen Brief von derselben Person, an die sie soeben schreiben wollte. Der Brief enthielt nur folgende kurze Zeilen:

„Liebe Tante! Aus meinem Umzuge wird nichts. Statt dessen habe ich mich verlobt. Und das ist Dein Verdienst; denn hättest Du nicht verlangt, daß ich umziehen sollte, so wären wir uns vielleicht nie über unsere Gefühle klar geworden. Aber nun ist es sehr gut so. Dein dankbarer Neffe Hugo Stürmer.“

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Georg Grabert in Berlin.

Der Insertionspreis beträgt M. 1,50 = 2 Fcs. = 1 sh. 6 d. = 1 fl. holl. = 1 fl. ö. W. pro Monoparallele-Beile.

Anzeigen.

Alleinige Annoncen-Annahme Rudolf Mosse, Berlin S.W. und dessen Filialen.



HOFFMANN'S Speisen-Mehl. Schutzmarke. unübertroffenes Fabrikat aus feinstem Reis



nach eigenem patentirtem Verfahren hergestellt ist anerkannt als der bekömmlichste von allen und daher von ärztlichen Autoritäten besonders empfohlen.

Garantie für Echtheit nur in Originalpackungen: 3 Kronen 2 Kronen 1 Krone Haushalt Mk. 2.80, Mk. 2.40, Mk. 2.—, Mk. 1.60 per 1/2 Kilo-Packung. Ueberall käuflich. Fabrikant P. W. GAEDKE, Hamburg.

Braut-Seidenstoffe

in weiß, schwarz und farbig mit Garantieschein für gutes Tragen. Direkter Verkauf an Private porto- und zollfrei ins Haus zu wirklichen Fabrikpreisen. Laufende von Anerkennungs-schreiben. Von welchen Farben wünschen Sie Muster?

Seidenstoff-Fabrik-Union Adolf Grieder & Cie., Kgl. Hofl., Zürich (Schweiz).



Table with 3 columns: Tea type, per 1/2 Kilo, and per 1 Kilo. Includes Household Tea, Family Tea, Breakfast Tea, etc.

GEORG SCHEPELER, THEE-IMPORT, FRANKFURT A. M. ROSSMARKT 3 U. KL. HIRSCHGRABEN 2.

Garantirt solide Seidenstoffe

jeder Art, Sammts, Plüschs und Velvets liefern an Private von Elten & Keussen, Fabrik und Handlung, Grefeld. Man schreibe um Muster mit genauer Angabe des Gewünschtes.

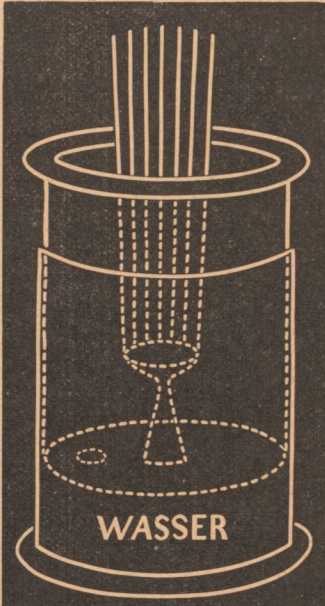
100 seltene Briefmarken! v. Argent., Austral., Brasil., Bulg., Costa, Cuba, Ecuador, Guatem., Jamaic., Java, Lomb., Argem., Mexico, Monaco, Natal, Pers., Peru, Rum., Samoa, Serb., Tunis, Türkei. — alle verschieden — garant. ächt — nur 2 Mf.!! Porto extra. Preisliste gratis. E. Hayn, Naumburg (Saale).



Magerkeit ist das grösste Hindernis der Schönheit. Briefliche Rathschläge z. Erlangung harmon. Körperfülle erth. gegen 30 Pf. Kosmet. Anstalt, 'Eutrophia', Leipzig.

Leinen.

Altberühmte Steinhuder Tischzeuge, Handtücher, Halbleinen etc. direkt aus der Fabrik v. E. Schuster, Steinhude, in jedem Quantum zu wirklich billigen Preisen zu beziehen. Man vergleiche Preis und Qualität mit anderen Offerten.



Ladebeck's selbstthätige Sitzdouche

Dieser sanitäre Reinlichkeits-Apparat ist in jedem Zimmer ohne Heizvorrichtung oder Wasserleitung stets fertig zum Gebrauch, bedarf selbst zu mehrmaliger Benutzung nur 2 Eimer Wasser, erfordert kein vollständiges Auskleiden und ersetzt vollkommen Sitzwanne, Bidet, Vollbad etc. Von medizinischen Autoritäten empfohlen. Zahlreiche Anerkennungs-schreiben. Gebrauchsanweisung wird beigegeben. Preis 25 M. per Nachnahme. Hauptdepot: H. Ladebeck, Leipzig Alexanderstrasse 14. Vertreter im Auslande gesucht.

LANCE PARFUM „RODO“



Gesetzlich geschützt! Lance parfum ** erfrischen. Lance parfum ** lindern Migräne. Lance parfum ** sind antiseptisch. Lance parfum ** sollten in keiner Haushaltung und auf keinem Toilettentisch fehlen. Zu haben in allen Detail-Droguerien, Parfümerien, bei Coiffeuren und den meisten Apothekern oder direct bei dem General-Depot: Ad. Pertsch, Frankfurt a. M. Schillerstrasse 44.

LOHSE'S Edelveilchen. Der köstlichste Veilchenduft dem frischgepflückten Veilchen gleich. Parfüm — Puder — Brillantine — Toilettewasser — Seife — Riechkissen. GUSTAV LOHSE Königlich Hoflieferant. BERLIN W., Jäger-Strasse 45/46. Käuflich in allen Parfümerie-, Galanterie- und Drogen-Geschäften, sowie bei allen Coiffeuren des In- und Auslandes.

Tauschrästel.

Regen, Palme, Alter, Ober, Erdbeeren, Nürnberg, Anna, Koburg, Kerker, Raimund, Jaba, Kultur, Kassel, Lybien, Moses, Malta, Elster, Sperber, Kronstadt, Weimar, Kirche, Goslar, Bibel.

Von jedem der obenstehenden Wörter ist die Anfangsilbe zu entfernen und an deren Stelle je eine der folgenden zu setzen.

an, au, hi, ce, de, del, dort, e, gel, ham, him, in, kol, ler, mei, na, neu, ram, rit, stern, ul, us, weich.

Nach richtiger Einstellung der Silben ergeben die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter ein Sprichwort.

Rätsel.

Des Golbes Wert soll's haben,
Vielleicht heißt's deshalb so,
Weil es mit Gold zu kaufen
Schon manche waren froh.

Willst du es wohl bewahren,
So rede nicht davon;
Denn sicher wird es brechen
Schon deiner Stimme Ton.

H. M.

Französische Scharade (dreifüßig).

Allons, lecteur, joignez:
Une interjection, un soufflé d'air,
Une plante qui croît au potager,
Et vous avez une arme de guerre.

Mais la guerre, elle n'est pas sanglante;
Car c'est une bataille des dames,
Et l'arme dans la petite main charmante
Fait conquête sans avoir de lame.

Auflösung der zweifüßigen Scharade in Nr. 48 des vor. Jahrg., Seite 599.
Gebet, Gebet.

Auflösung des Homonyms in Nr. 48 des vor. Jahrg., Seite 599.
Effen.

Auflösung des Einschrästel in Nr. 48 des vor. Jahrg., Seite 599.
Der Frühling zwar ist schön,
Doch wenn der Herbst nicht wär',
Wär' zwar das Auge satt,
Der Magen aber leer.

Fr. v. Logau.



Die ersten Schlittschuhe.

Nachdruck verboten

Aller Anfang ist schwer — und das Schlittschuhlaufen
Besonders muß man teuer erkaufen.

Doch weil auf dem Eise sich alle erfreuen,
Will auch Klein-Gretchen nicht länger sich scheuen.

Eins, zwei drei! Und da plumpst sie schon nieder —
Nur Mut! Und standhaft versucht sie es wieder.

Ei, und nun kann sie gar schon stehen —
Ich wette, morgen wird's besser gehen.

Mag auch der Buben Lachen erschallen —
Es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen!

H. M.

Briefkasten.

Jede Anfrage muß die vollständige Postadresse des Fragestellers und die Abonnementsquittung für das laufende Quartal enthalten. Anonyme Anfragen bleiben unbeantwortet.

Abonnetin A. F. in N. Das Inhaltsverzeichnis zum Bazar 1897 senden wir auf Wunsch jeder Abonnetin direkt gratis und franco zu. Wir fügen es der letzten Nummer des vorigen Jahres nicht bei, weil die meisten Abonnetinnen andern Lesestoff vorziehen.

A. W. in Augsburg. Die Radfahrer haben in Deutschland stets auf der rechten Straßenseite zu fahren; beim Vorholen ist links vorzufahren. In Oesterreich gilt die umgekehrte Regel.

D. L. in Moskau. Goldene Ketten reinigen Sie sehr einfach, indem Sie sie mit warmem Seifenwasser und etwas Schlemmfarbe in eine Flasche thun und damit lange schütteln. Nach dem Abspülen mit Wasser werden Sie finden, daß durch das Schütteln und die dabei stattfindende Reibung der Kalkpartikelchen die Kette in allen Fugen und Ecken vom Schmutz befreit ist.

U. v. M. in Düsseldorf. Silberne Uhrengestelle tragen oft lange einen unangenehmen Fischgeruch davon, der durch Schwebeln mit Wasser und Sand sich nicht entfernen läßt. In diesem Falle verwendet man am besten Essigsäure, die, mit Wasser zu einem Brei angerührt, zum Abreiben der Messer und Gabeln dient. Der Fischgeruch wird nach dieser Behandlung völlig verschwinden sein.

E. v. R. in Magdeburg. Die Tischführungskarten, die bei größeren Gesellschaften jetzt üblich sind, haben zweierlei Form. Entweder werden, wie bei Banketten, offiziellen Dinern und Festlichkeiten in öffentlichen Sälen jedem Gaste — den Herren sowohl wie den Damen — durch den Diener Karten in folgender Form überreicht:

Tischführungskarte.

Fr. _____

Herr _____

oder es liegen im Entree, wie z. B. bei allen größeren Gesellschaften im Hause, in einer geeigneten Schale Körbchen in geschlossenen kleinen Briefumschlägen — nur für die Herren — aus:

(Umschlag) (Körbchen in dem Umschlag)

Tischführungskarte für Herrn _____

Sie werden höflichst gebeten Frau _____ zu Tisch zu führen.

Auch bei den Geburtsanzeigen ist eine originelle Neuerung in Mode gekommen: sowohl die Eltern wie auch das neugeborene Kind versenden ihre Visitenkarten. Durch ein farbiges, in eine graziose Schleife gebundenes Bändchen werden die beiden Karten — eine größere für die Eltern und eine ganz kleine für das Kindchen — zusammengehalten. Die nebensiehende Probe-Illustration dürfte diese neue Sitte am besten veranschaulichen.

Geheimrat Müller und Frau

Lucie Müller, geboren 2. Januar 1898.

Berlin W. Ansbacherstrasse 59.

Es schreibt:

Dr. med. Schwarz, Obernbreit.

Ihr Fleischsaft „Puro“ hat meine volle Zufriedenheit gefunden! Obgleich ich bis jetzt wenig Gelegenheit hatte, in der weiteren allgemeinen Praxis die bedeutende Wirkung des „Puro“ kennen zu lernen, war ich in der Lage, die besten Resultate bei meiner Frau zu beobachten; dieselbe litt monatelang an dyspeptischen Beschwerden, die mit heftigem Erbrechen verbunden waren. Schon am zweiten Tage nach dem Gebrauch des „Puro“ (ein Kaffeebillet in Rothwein zum Frühstück) trat bedeutende Besserung ein und hat meine Frau seitdem nie mehr gebrochen, sie verträgt nun alle Speisen und Getränke. Dieselbe hat Fleischsaft „Puro“ täglich im Gebrauch und glaubt ohne diesen nicht gesund zu sein. Wo nur irgend möglich, werde ich Ihr vorzügliches Präparat anwenden und wärmstens empfehlen.

Puro

Fleischsaft ist dreifach eingedickter Saft aus rohem Ochsen-Muskelfleisch.
Hervorragend blutbildendes Kräftigungs- und Ernährungsmittel.

Wichtig Appetit anregend und ernährend ist „Puro“ für alle Schwache, Kranke und Reconvalescente.

Preis in Deutschland Mk. 2.50 v. Hl., im Ausland 2 Fl. 3. B., 4 Frs., Nr. 2.65, Schil. 3. — In Apotheken und Droguerien überall erhältlich, oder direct durch „Puro“, Medic.-chem. Institut, Dr. H. Scholl, Thalkirchen-München.

Weiße, harte Metall, harte Derfsilberung, Silberne Staats-Medaille.

Speisen- und Cafel-Geräthe aller Art, Besteck, Besteck, Besteck.

Aelteste Deutsche Neusilberwaren-Fabrik
Gegründet 1824.

HENNIGER & Co

BERLIN S.W. 68.

Verkaufslager:
Berlin, Leipzig, Breslau, Hamburg, Dresden, Magdeburg.

Einrichtungen für Hotels, Cafes, Restaurants, Ausstattungen, Hochzeits- und Fest-Geschenke.

Für Orchester, Schule und Haus!

Musikinstrumente

Jul. Heinr. Zimmermann,
Fabrik und Export,
Leipzig, St. Petersburg, Moskau.
Neue illustr. Preisliste gratis!

ODONTA
ZAHN-WASSER
zur Pflege des Mundes und Erhaltung der Zähne.

WOLFF & SOHN
Königliche Hoflieferanten Karlsruhe

Filiale Wien Kolnerhofgasse 6.

Verkaufs-Niederlagen in allen besseren Parfümerie-, Friseur- u. Drogerie-Geschäften.

Für Damen

Bietet sich sehr lohnender Erwerb und zwar jederzeit und für jeden D., durch Verkauf von Seinen, Tischzeug, Ausstattungen u. nach Mustern an Privats. Offerten erbittet die 1851 gegründete, weitbekannte

Weberl. H. Eggemann, Bielefeld B.
Lieferant für königliche, großherzogliche und fürstliche Hofhaltungen.
Versand nach allen Welttheilen.
Grossartige Mustertortimente versende franco an Jedermann.

Gegr. 1862. Gegr. 1862.

Gebirgsleinen-, Wäsche- und Ausstattungs-Artikel:

Bleichleinen, Halbleinen, Bettzeuge, Dreis-, Hand-, Taschen- und Wischtücher, Tischzeuge, fabricirt und versendet in vortheilhaften, dauerhaften Qualitäten das

Leinen- und Versandhaus
Gotthelf Dittrich, Friedland 48, Bez. Breslau
in jedem beliebigen Maasse. Muster und Preislisten franco.

Eucasin
D. R. PATENT.

Ein reines Milchpräparat von hohem Nährwerth. — Eucasin wurde von ersten medicinischen Autoritäten erprobt und wird als bestes und billigstes

Nähr- und Kräftigungsmittel

für Bleichsüchtige, Lungen- und Magenranke, Kinder u. schwächliche Personen bestens empfohlen. — Prospecte gratis

Eucasin-Cakes
zur Hebung der Muskelkraft.
Wohlschmeckend und leicht verdaulich. Erhältlich in Apotheken, Drogeriehandlg., besseren Delicatess- etc. Geschäften, eventl. durch die Fabrikanten

Majert & Ebers, Grünau-Berlin,
W. Kurfürstendamm 21
Fabrik chem.-pharm. Präparate.

Preisgekrönt.

Berlins größtes Spezialhaus für

Teppiche

in Sopha- und Salongröße à 3.75, 5, 6, 8, 10 bis 100 M. — Prachtkatalog gratis!

Sophastoffe auch Reste

reizende Neuheiten, billige! Proben franco.
Teppich: Emil Lafèvre, Berlin S., Haus
Gaus Dranienstr. 158.

Mit J. Schrader's

LIQUEUR-PATRONEN

lassen sich Jeder von sofort beste Tafel-Liqueure, Bitters und sonstige Haus-Geister, die sonst viel Geld kosten, wie Chartreuse, Benediktiner, Curacao, Bonecamp etc. (ca. 30 Sorten), in einer den besten Marken gleichkommenden Qualität und enorm billig herstellen. 1 Patr. zu 2/3 Lit. Liqueur 60 Fig. — Genaue Gebrauchsvorschrift. — Man verlange Prospekte gratis.

J. Schrader, Feuerbach-Stuttgart.

Preisgekrönt: Erste und Ehrenpreise.

Cafelbutter.

Unübertroffen hochfein und billig, liefert in Postcolli Molkerei Harsefeld bei Hamburg. Zahlreiche Empfehlungen von feinen Genießern.

Preislisten gratis.

Kranke Puppe Hund und Katze

von Erik Meyer-Selmann.

Zwei reizende illustrierte Bücher für Kinder und Erwachsene. Komponirt für eine mittlere Singstimme mit einfacher Klavierbegleitung.

Preis à Mark 1.—
Leipzig, Rosworth & Co.
Musikverlag.

Für Modistinnen!
Einzel-Verkauf zu Engros-Preisen.
Illustr. Preisliste u. Muster gratis u. franco.

Verschnürungen, Besätze, Spitzen, Sammet und Seidenwaren.

Taillenfutter, zweiseitig Mtr. 40 A
Satin, zweiseitig „ 58 A
Gaze Ia, Mtr. 16 A Jaconet „ 23 A
Eisengarn 80 cm breit prima „ 50 A
Moirée 80 cm, schw. u. coul. Mtr. 33, 38, 43 A
Rosshaargaze 118 cm breit à Mtr. 48 A
Schweissbl., Trikot, echt Gummi Dtz. 2.50
Prima Satin Gurtband 25 Mtr. für 2.00

S. Mecklenburg, Berlin, O. 27.
3 Blumenstr. vis-a-vis Wallnertheaterstr.

Violinen Cellos etc.

in künstl. Ausführung.
Alte ital. Instrumente für Dilettanten und Künstler.

Zithern

berühmt wegen gediegener Arbeit und schönem Ton; ferner alle sonstigen Saiten-Instrum. Coullante Beding. Illustrierter Katalog gratis und franco.

Hamma & Cie.
Saiteninstrumenten-Fabrik.
Stuttgart.

Mandelkleie mit Veilchengeruch

macht die Haut geschmeidig und erhält den Teint jugendfrisch

Vollständiger Ersatz für Seife und Puder.

Alleinige Erzeuger:
A. Mutsch & Co
WIEN, I. LUGECK N° 3

Generaldepot bei **J. Prochownik**, Berlin SW., Ritterstr. 48.

Alte Schloss-

Marke
bekannt als bester Zwieback.
Probepek. 15 f. (5 Kilo) 4.40 M.

von Rudolf Gericke,
HOFLEF. S. MAJESTÄT DES KAISERS
Telegr. Adr.: Zwiebackfabrik-Potsdam.